AUSERLESENE

SCHRIFTEN

DES

GRAFEN ANTOINE HAMILTON.

ERSTER THEIL.

ÜBERSETZT

VON

FRIEDRICH JAKOBS.

ZÜRICH,

BEY HEINRICH GESSNER.

1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DENKWÜRDIGKEITEN

DES

GRAFEN von GRAMMONT.

ERSTER THEIL.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Grammont sind ein so bekanntes und beliebtes Buch, dass es ein ganz unnützes Bemühen seyn würde, sie dem Publikum empfehlen zu wollen.

Die gegenwärtige Uebersetzung ist nicht die erste, welche davon in Deutschland erscheint, aber die erste, welche auf Vollständigkeit Anspruch macht. Das Original selbst ist in den ältern Ausgaben verstümmelt; wenige sind von ungereimten Druckfehlern frey, und in allen sind die englischen Nahmen bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit entstellt. Diese Mängel haben auch auf die besten Uebersetzungen Einfluss gehabt. Es ist das Verdienst des gelehrten Lord Orford, Horaz Walpole, sie zuerst aus einer von ihm

veranstalteten Ausgabe verbannt, und die Denkwürdigkeiten in ihrer ganzen Integrität gegeben zu haben *). Die neuste Pariser Ausgabe **), welche dieser Uebersetzung zum Grunde liegt, ist eine Wiederholung derselben.

Der Uebersetzer will nichts von den Schwierigkeiten der Arbeit sagen, die doch niemand für eine Entschuldigung ihrer Mängel gelten lässt, als wer sie selbst kennt und fühlt. Ein solcher aber weiss, dass die zarte Ironie, welche durch die ganze Erzählung spielt, und sich in tausend feinen Beziehungen, in unendlichen Gegensätzen, in flüchtig und glücklich gehaschten Wortspielen ausdrückt, keiner Sprache besser gelingt als der französischen, keiner vielleicht schwerer fällt als der unsrigen.

*) Strawberry-Hill. 1772. 4.

**) Oeuvres de Hamilton; en trois volumes. 1805. 8. Der Herausgeber ist L. S. Auger.

Indessen darf der Uebersetzer, wenn ihm nur der Vortrag nicht ganz misslungen ist, bey einem Buche dieser Art auf das Interesse des Inhalts vertrauen. Dass dieser zum Theil etwas frivol ist, gereicht ihm nicht zum Vorwurf; denn eben in der Mischung von Frivolität und Heroismus, welche die Denkwürdigkeiten uns anbieten, tritt uns das Bild ihres Helden, der Nation, welcher er angehört, und des Zeitalters, in das sie uns führen, lebendig vor Augen.

Politische Geschichte lag ausser der Sphäre ihres Verfassers, der nichts weiter darstellen wollte, als das innere Leben seiner Helden und die vertrauten Verhältnisse, in denen sie sich nach ihrer eignen Natur zeigten. Auch konnte er voraussetzen, als er schrieb, dass die grosse Staatsaction, an welcher viele von jenen Antheil genommen hatten, allen seinen Lesern bekannt sey. Diese Voraussetzung findet jetzt nicht mehr in diesem Maasse

statt; gleichwohl gewinnt Hamilton's satyrisches Bild erst dann seinen vollen Glanz, wenn es die dunklern Schatten der öffentlichen Begebenheiten gleichsam im Hintergrund hat, und auf sie bezogen wird. Es ist deshalb dem Ganzen ein Nahmen-Verzeichniss angehängt worden, welches dem Gedächtnisse unsrer Leser hier und da zu Hülfe kommen, und ihnen einige Personen, deren die Denkwürdigkeiten nur flüchtig erwähnen, näher vor die Augen rücken wird. Einiges darinn, vornemlich die genealogischen Notizen sind aus Walpole's Ausgabe entlehnt, aus welcher sie auch die Pariser aufgenommen hat.

Hier an der Spitze des Buchs aber wird eine historische Nachricht von dem Verfasser und einige Supplemente zu dem Leben seines Helden, mit denen Auger seine Ausgabe geschmückt hat, auch von unsern Lesern nicht ungern gefunden werden.

Antoine Hamilton wurde um das Jahr 1646 in Irland gebohren. Sein Vater war Sir George Hamilton, aus einer alten und edeln schottischen Familie, ein Enkel des Herzogs von Hamilton, der zugleich Duc de Châtellerant in Frankreich war. Seine Mutter war Maria Buttler, Schwester des Herzogs von Ormond, dessen die Denkwürdigkeiten, und die ganze Geschichte jener Zeit mit so vielem Ruhme erwähnt. Nach der Hinrichtung Carl des ersten folgte die ganze Familie den Kindern des unglücklichen Königs nach Frankreich, und verweilte hier bis zur Restauration. Antoine Hamilton verlebte also seine Kinderjahre in diesem Lande, und die Sprache desselben ward seine zweyte Muttersprache. Seine ganze Bildung war mehr französisch als englisch, und als er, nach der Restauration, mit dem König nach London zurückkehrte, fand er keine Veranlassung, einen andern Weg einzuschlagen. Der König liebte französische Sitten

und französische Munterkeit; ein grosser Theil seiner Hoflinge war mit ihm im Exil gewesen, und hatte dieselben Neigungen angenommen: viele Fremden kamen aus Frankreich dahin. Die französische Sprache war daher zu Whitehall fast eben so einheimisch, als die englische.

Ungefähr zwey Jahre nach der Wiederherstellung des Königthums wurde der Chevalier Grammont *) aus Frankreich ver-

*) Philibert Comte de Grammont, ein Sohn von Antoine, Duc de Grammont, Comte de Guiche et de Louvigny, Seigneur de Bidache, den Heinrich IV. als seinen Sohn legitimiren wollte. Der Chevalier hatte zwey ältere Brüder, den berühmten Marechal de Grammont, und Henri Comte de Toulongeon. Der letztere starb 1679 ohne Erben, und sein Vermögen fiel an den Chevalier. Dieser fing seine militärische Laufbahn bey der Belagerung von Trin an (1653) und zeichnete sich bey mehrern Schlachten unter Turenne und Condé aus. Im Jahr 1662 wurde er aus Frankreich verbannt. Nach seiner Rückkehr begleitete er den König in mehrere Kriege, und wohnte der Belagerung von Mastricht, Cambray und Namur bey. Der König machte ihn hierauf zum General-Lieutenant von Bearn. Er starb in seinem sechs und achtzigsten Jahr, 1707.

wiesen, weil er sich hatte einfallen lassen, bey Mamsell La Mothe-Houdancourt den Rival seines Herrn zu spielen. Er ging nach London, und fand Zutritt in der Familie Hamilton. Es ist wahrscheinlich, dass während er sich um die Gunst von Miss Hamilton bemühte, Antoine die seinige suchte; und es ist eben so wahrscheinlich, dass die gesellschaftlichen Talente des Chevaliers, vorzüglich seine Gabe zu erzählen, zur Bildung seines jungen Freundes beygetragen hat.

Grammont hatte das Herz der Schwester gewonnen; aber seine Liebe schien zu erkalten, da er seiner Eroberung gewiss war. Er war im Begriff nach Frankreich zurückzukehren, ohne sich seiner Verpflichtungen zu erinnern, und er war schon auf dem Wege, als ihm Antoine und George Hamilton nacheilten. Bey Dover holten sie ihn ein. Chevalier Grammont, riefen sie ihm von weitem zu, Chevalier Grammont, haben Sie nichts in London vergessen? — Verzeihn Sie, meine Herrn, ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen. — Alle drey kehrten nun nach London zurück, und die Heirath wurde vollzogen. Hamilton hat nicht für

gut gefunden, diese Anecdote seinen Memoiren einzuschalten.

Diese Miss Hamilton, welche die Denkwürdigkeiten mit so glänzenden Farben schildern, und die hier so weit über alle die andern Heroinen des englischen Hofes hervorragt, fand in Frankreich so allgemeinen Beyfall nicht. Madame Caylus sagt von ihr, sie habe die Neigung des Königs auf ihrer Seite gehabt; Frau von Maintenon aber habe sie weniger liebenswürdig als angenehm gefunden. „Man muss gestehn, setzt sie hinzu, dass sie oft unerträglich englisch, bisweilen schmeichelnd, anschwärzend, übermüthig und kriechend ist.“

Hamilton war in der katholischen Religion erzogen worden, und hatte deshalb unter der Regierung Carl des II. kein öffentliches Amt erhalten können; unter dem Nachfolger aber erhielt er ein Infanterieregiment in Irland, und die Statthalterschaft von Limerick, einer der vornehmsten Städte dieses Königreichs. Nach einer dreyjährigen Regierung sah sich Jakob der II. genöthigt, England zum zweytenmal zu verlassen, und ein Asyl in Frankreich zu suchen. Man weiss nicht, ob Hamilton an den Versuchen zur Rückkehr

Antheil genommen habe; aber es ist wahrscheinlich. Als endlich der König dem Throne entsagt hatte, folgte ihm Hamilton in sein Exil, und verschönerte durch seine Gegenwart den Hof von Saint-Germain, der übrigens sehr fromm, aber unglaubig langweilig war. Hier schrieb Hamilton seine geistreichen, frohlichen Werke, und entschädigte sich von Zeit zu Zeit durch den Umgang mit Grammont, der Duchesse du Maine, und dem tapfern Marschall von Berwick für die Langeweile, die ihm der König und die ihn umgebenden Monche machten.

Hamilton beschloss sein sorgenfreyes und müssiges Leben den 6. August 1720, in einem Alter von ohngefahr vier und sechzig Jahren, zu St. Germain en Laye, mit den Aeusserungen einer aufrichtigen Anhänglichkeit an seine Religion.

Nach ziemlich zuverlässigen Nachrichten war Hamilton nichts weniger als ein frohlicher Gesellschafter; er schien vielmehr phlegmatisch und trocken. Dies ist bey kaustischen Menschen eine sehr gewöhnliche Erscheinung.

Das Jahrhundert Ludwigs des XIV. ist sehr fruchtbar an Memoiren gewesen; in ihnen ist

ein grosser Theil der innern Geschichte des Hofs niedergelegt: die meisten sind die eigne Arbeit der Helden und Heldinnen, die in ihnen die erste Rolle spielen. Aber Grammont, der so vortreflich erzählte, und so angenehm sprach, hatte nicht gelernt die Feder zu führen. Hamilton lieh ihm die seinige. Ihm dictirte er einen Theil dieser Denkwurdigkeiten; ein andrer wurde aus dem Gedächtniss niedergeschrieben, ohne Zweifel mit mannichfaltigen Zusätzen und Veränderungen, wie Laune, Witz und Stil es gebot.

Grammont war mit der Art, wie sein Freund ihn dargestellt hatte, sehr wohl zufrieden. Seine Talente erschienen hier in dem Glanze, den er ihnen selbst immer zu geben gesucht hatte; selbst seine Fehler strahlten darinn. Die Denkwürdigkeiten erzählen einige Handlungen, die ein bedenklicheres Gemüth der Kenntniss des Publikums entzogen haben möchte; aber über solche Bedenklichkeiten war Grammont hinaus. Als sie zum erstenmal erscheinen sollten, fand Fontenelle, der damals königlicher Censor war, den Druck eines Buches bedenklich, in welchem solche Geschichten von einem Manne von Grammont's Rang zur Sprache gebracht

waren. Er verweigerte die Approbation. Sogleich eilt der Graf zu dem Censor, fragt ihn lachend, was ihm einfalle, ängstlicher als er selbst um seinen Ruf bekümmert zu seyn, verspricht alle Gefahr auf sich zu nehmen, und fodert endlich das *imprimatur* von ihm. Man kann leicht denken, dass es nun nicht länger verweigert wurde.

Die Schilderungen, welche Saint-Evremond und Bussy-Rabutin von dem Grafen machen, stimmen mit Hamilton's Schilderung grösstentheils überein. Er war glücklicher im Spiel als in der Liebe: denn er suchte in dieser nicht eine Befriedigung seiner Leidenschaft, sondern der Eitelkeit. Daher war auch seine Rachbegierde unversöhnlich. Sein Neffe, der Graf von Guiche, wurde ein Opfer derselben, weil er sich einfallen liess, seinen Oheim in einem Tage bey der Gräfin von Fiesque auszustechen, die jener seit zwölf Jahren liebte.

Von dem Aeussern des Grafen macht Bussy-Rabutin folgendes Gemählde: „Er hatte freundliche Augen, eine wohlgebildete Nase, einen schönen Mund, ein kleines Grübchen im Kinn, das einen sehr angenehmen Effect auf seinem Gesichte machte, etwas unbe-

schreiblich feines in seiner Physiognomie, und einen schönen Wuchs, aber etwas gebückt."

Man erzählt von Grammont eine Menge Anecdoten und Einfälle, welche die Denkwürdigkeiten mit Stillschweigen übergehn. Einige davon werden hier nicht an der unrechten Stelle stehn, ob man sich gleich bey allen erinnern muss, dass sein Ton und seine Minen den geringfügigsten Dingen einen Werth geben.

Der Chevalier war einstmals bey der Mahlzeit Carl des II. gegenwärtig. Es ist bekannt, dass man den König von England auf den Knien bedient, und Carl macht den Grafen aufmerksam auf diesen Beweis der Ehrerbietung, den kein andrer Monarch geniesst. „Ah, Sire, antwortete Grammont, ich glaubte Ihre Leute bäten Sie wegen der schlechten Mahlzeit um Verzeihung, die Sie Ihnen vorsetzen."

Niemand hat leicht die Kunst besser verstanden, in dem Umgange mit den Grossen Ehrfurcht mit Vertraulichkeit zu mischen. Er erlaubte sich alles und beleidigte nie. Man sprach eines Tages in Gegenwart Ludwigs des XIV. von einem alten Offizier, der eine ihm anvertraute Festung mit vielem Muthe ver-

theidigt hatte. Grammont war von gleichem Alter mit diesem Mann, und der König war nicht viel junger. „Sire, sagte der Chevalier, wir jungen Leute sind doch noch allein etwas werth. — Das ist wahr, antwortete der König, aber in unserm Alter geniesst man seinen Ruhm nicht lange. — Die Konige haben kein Alter, versetzte der Graf. Man zählt ihre Thaten, und nicht ihre Jahre."

Bey aller seiner Geschmeidigkeit, bey dem regen Bestreben, den Grossen zu gefallen, war Grammont doch aufrichtig. Kriechende Höflinge waren ihm verhasst, und er verfolgte sie ohne Barmherzigkeit. Der König spielte einstmals Trictrac; es entsteht ein Streit; er befragt die Umstehenden. Die Umstehenden schweigen stille. In diesem Augenblick kam Grammont an. „Ah, hier kömmt Grammont, rief der König, der soll entscheiden! Kommen Sie, Grammont, Sie sollen Richter seyn. — Sire, Sie haben verlohren. — Wie? Sie wissen ja noch nicht... Sehn Sie denn nicht, Sire, dass, wenn die Sache auch nur zweifelhaft wäre, diese Herrn Ihnen sogleich Recht gegeben haben würden?" — Der König fand diesen Grund gut, und ergab sich.

In dem spanischen Erbfolge-Krieg fielen fast alle bedeutende Stellen an talentlose Menschen, die aber Freunde oder Verwandte der Minister waren. Eines Tages sprach der König mit Verwundrung von der Stupidität eines Gesandten, der an seinen Hof geschickt worden war. „Sie werden sehn, Sire, sagte Grammont, dass er mit irgend einem Minister verwandt ist.

An Rochefort, welcher Marschall geworden war, schrieb er folgenden lakonischen Brief:

„Gnädiger Herr.

„Die Gunst konnt' es so gut als das Ver-
„dienst verleihn *).

„Darum will ich Ihnen nichts weiter darüber
„sagen.

„Der Graf Grammont.
„Adieu, Rochefort."

Noch lakonischer war die Antwort, die er einem jungen Marquis von neuem Adel gab. „Guten Morgen, alter Graf," sagte der Marquis mit leichtem Ton zu ihm. — „Guten Morgen, junger Marquis!" war die Antwort.

*) Ein Vers aus dem Cid:
La faveur l'a pu faire autant que le mérite.

Langlée, ein andrer Höfling von unbedeutendem Verdienst, spielte bisweilen mit dem König, und erlaubte sich gegen ihn eine ziemlich gemeine Familiarität. Eines Tags spielte er auch mit Grammont, und glaubte ein Recht zu haben, mit ihm eben so wenige Umstände zu machen. Grammont war nicht so nachsichtig als der Monarch: „Herr von Langlée, sagte er, sparen Sie diese Familiarität bis Sie mit dem König spielen."

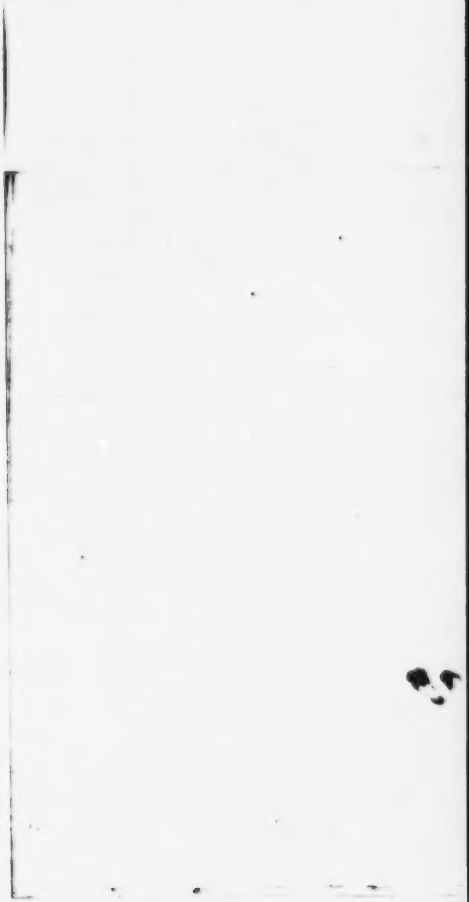
Nichts war lustiger als der naive Rath den er dem Prinzen von Conti gab, als sich dieser mit Mademoiselle de Blois, einer natürlichen Tochter des Königs und der Herzogin de la Vallière, verheirathete: „Ich freue mich über Ihre Verbindung, sagte er. Aber ich rathe Ihnen, behutsam mit Ihrem Schwiegervater umzugehn; schikaniren Sie ihn nicht: nehmen Sie es bey Kleinigkeiten nicht genau mit ihm. Mit Einem Wort, suchen Sie sich in die Familie zu schicken, und ich gebe Ihnen mein Wort, dass Sie sich nicht übel bey dieser Verbindung stehn werden."

Der Graf sagte öfters, er würde nicht sterben, und er glaubte es zuletzt. Diesem Glauben gemäss lebte er nach den Maximen,

die ihm St. Evremond eingeflösst hatte, und die Ermahnungen seiner Gemahlin, die sehr fromm geworden war, konnten ihn nicht bewegen, an das Heil seiner Seele zu denken. In seinem funf und sechzigsten Jahre wurde er ernstlich krank. Der König kannte seine Grundsätze, und schickte den Abbé Dangeau an ihn ab, um ihn in seinem Nahmen zu erinnern, dass es Zeit sey, an Gott zu denken. Grammont errieth sogleich die Ursache seines Besuchs, kehrte sich nach seiner Frau um und sagte: „Comtesse, nehmen Sie sich in Acht, Dangeau wird Sie um meine Bekehrung betrügen.“ Er kam von dieser Krankheit wieder auf, und glaubte nun seiner Unsterblichkeit desto gewisser zu seyn. Endlich starb er in seinem sechs und achtzigsten Jahr. Er hatte zwey Töchter mit seiner Gemahlin; die eine war Aebtissin von Poussey in Lothringen: die andre vermählte sich mit dem Grafen von Stafford, und hinterliess keine Kinder. Diese letztre hatte den Geist ihres Vaters geerbt, und war eine vertraute Freundin der berühmten Lady Mary Worthley Montague. In Hamiltons Werken finden sich mehrere Briefe, die in ihrem Nahmen geschrieben sind.

DENKWÜRDIGKEITEN
DES
GRAFEN VON GRAMMONT.

790



I.

Da ich die Menschen, die nur zu ihrem Vergnügen lesen, für viel vernünftiger halte, als die, welche ein Buch mit der Absicht in die Hand nehmen, Fehler darinn zu finden, so erkläre ich hiermit ausdrücklich, dass ich für die Unterhaltung der ersten Classe schreibe, und mich um die strengen und gelehrten Herren der zweyten ganz und gar nicht bekümmere.

Ich erkläre ferner, dass die chronologische Folge der Begebenheiten, die dem Autor meistentheils viele Mühe, und dem Leser wenig Vergnügen verursacht, mir in diesen Denkwürdigkeiten sehr wenig Kummer machen wird.

Meine einzige Absicht ist, eine Idee von dem Manne zu geben, für den ich schreibe. Mögen sich also die charakteristischen Züge in diesen Fragmenten ordnen, wie sie sich

Wissen Sie wohl, Herr Brinon, dass mir nichts unerträglicher ist, als ein Dummkopf, der raisoniren will? Lass dir zu essen geben wenn es dir beliebt; und dann sorge, dass die Postpferde vor Tagesanbruch bereit stehn."

„Es kam mir vor, als ob das Geld in meiner Tasche hüpfte, als er Würfel und Karten nannte. Ich eilte die Treppe hinab, und war etwas verwundert, den Saal voll sonderbarer Gesichter zu finden. Mein Wirth stellte mich seinen Gästen vor, und sagte mir, dass nur achtzehn oder zwanzig von diesen Herren die Ehre haben würden, mit mir zu speisen. Ich näherte mich einem Spieltische, und glaubte vor Lachen zu sterben, denn ich hatte auf gute Gesellschaft und hohes Spiel gerechnet; und es waren zwey Deutsche, die Trictrac spielten. Und wie? Nie in meinem Leben hab' ich schlechter spielen sehn. Aber ihre Figur überstieg vollends allen Glauben. Der eine, neben dem ich stand, war ein kleiner Knirps, fett und rund wie eine Kugel, mit einem breiten Kragen um den Hals und einem langen spitzigen

meinem Gedächtnisse oder meiner Einbildungskraft darbieten, ohne Rücksicht auf Rang und Wichtigkeit!

Was kommt auch am Ende darauf an, an welcher Ecke man ein Portrait anfangt, wenn nur die einzelnen Theile zusammengenommen ein Ganzes bilden, das dem Originale vollkommen ähnlich sieht? Ein berühmter Biograph des Alterthums *), der seine Helden wie seine Leser behandelt, fangt seine Lebensbeschreibungen an, wo es ihm gut dünkt, und beschäftigt sehr oft die Aufmerksamkeit seiner Leser mit antiquarischen Merkwürdigkeiten oder unterhaltenden Abhandlungen, die nicht immer im strengsten Zusammenhange mit der Hauptsache stehn.

Seinem Bericht nach, war der Städtebezwinger Demetrius bey weitem nicht so gross als sein Vater Antigonus; dafür aber meldet er uns, dass sein Vater Antigonus eigentlich nur sein Oheim war. Doch erfährt man das alles nicht so bald; sondern

*) Plutarch.

das Leben des Helden selbst beginnt mit der Geschichte seines Todes, einem kurzen Abrisse seiner Unternehmungen, und einem Katalog seiner Tugenden und Laster, wo er denn auch dem armen Marcus-Aurelius, aus Mitleiden mit seinen Schwächen, ein Plätzchen anweisst.

Die Biographie des Numa-Pompilius fängt er mit einer Dissertation über den Lehrer dieses Königs Pythagoras an; und in der Meinung, dass seinen Lesern gewaltig daran gelegen ist, genau zu erfahren, ob dieses der alte Philosoph dieses Namens, oder ein gewisser andrer Pythagoras sey, der zu Olympia einen Sieg im Wettlauf gewann, und dann wahrscheinlich in grösster Hast nach Italien eilte, um dem Numa die Philosophie beyzubringen, und in der Regierung zu helfen, so lässt er es sich ausserordentlich sauer werden, diesen Knoten zu lösen, den er doch am Ende ungelösst lässt.

Ich sage diess nicht in der Absicht, einem der nützlichsten Geschichtschreiber des Alterthums einen Vorwurf zu machen; ich will

mich vielmehr durch seine Autorität verwahren, wenn man die Manier angreift, in der ich ein Leben beschreibe, das gewiss viel ausserordentlicher ist, als alle die seinigen.

Ich will den Charakter eines Mannes darstellen, dessen Fehler — die übrigens nicht verhehlt werden sollen — bey dem Glanze unnachahmlicher Eigenschaften verschwinden: einen Charakter, in dem sich Laster und Tugenden auf die wunderbarste Weise mischen, und so fest und innig verschlingen, dass man keinen vollkommnern Zusammenklang, keinen glänzernden Gegensatz sehen kann. Durch diese seltne Originalität ist der Graf von Grammont im Krieg, dem Spiel und der Liebe, in den verschiedensten Lagen seines langen Lebens, die Bewunderung seines Jahrhunderts geworden. Mit Entzücken ward' er in allen Ländern gesehen, wohin er mit seiner Liebenswürdigkeit und seinem Unbestand kam; wo sein lebendiger Witz die glücklichsten Einfalle sprühte, die von Mund zu Munde auf die Nachwelt wandern; an allen Orten, die seine verschwenderische

Pracht bereicherte, an allen, wo er in der dringendsten Noth die Freyheit seines Geistes bewahrte, und von den Schrecknissen des Krieges umgeben, bey muntrer Fröhlichkeit und Laune eine Festigkeit zeigte, die man nur bey einer sehr kleinen Anzahl von Menschen findet.

Sein Bild will ich nicht entwerfen. Zwey unterhaltende Schriftsteller, die es aber nicht sehr genau mit der Wahrheit nehmen, Bussy und Saint-Evremont, haben seine Gestalt beschrieben. Der eine schildert ihn schlau, wankelmüthig in der Liebe und selbst etwas treulos, grausam und unermüdlich in der Eifersucht. Etwas andere Farben hat Saint-Evremont gemischt. Beyde Gemählde machen ihren Urhebern Ehre; aber dem Original hat keiner sein Recht angethan.

Ihn selbst also muss man hören, wenn er die Geschichte von Belagerungen und Schlachten erzählt, in denen er sich unter der Fahne eines andern Helden ausgezeichnet hat; ihm selbst muss man glauben in den weniger glorreichen Vorfällen seines Lebens,

wenn er seine Gewandheit, seine Ränke und Schelmereyen, seine mannichfaltigen Stratagemen im Spiel und in der Liebe mit einer Aufrichtigkeit schildert, die seinen ganzen Charakter in seiner Wahrheit und lebendigen Fülle darstellt.

Ihn selbst, sage ich, muss man in diesem Buche hören; denn ich führe nur die Feder, und er ist es, der mir die merkwürdigsten und minder bekannten Vorfälle seines Lebens dictirt.

II.

Zu jener Zeit ging es in Frankreich nicht so her, wie jetzt. Ludwig der Dreyzehnte sass noch auf dem Throne, und der Kardinal Richelieu regierte das Reich. Grosse Männer commandirten kleine Heere, und diese Heere verrichteten grosse Thaten. Das Glück der Grossen am Hofe lag in der Hand des Ministers; und niemand stand fest und sicher, als wer ihm ergeben war. Seine weit greifenden Plane legten in den Herzen der benachbarten Staaten den Grund zu der furcht-

baren Grösse, zu der sich Frankreich erhoben hat. Die Polizey war etwas vernachlässigt. Die Landstrassen waren bey Tag, die Gassen bey Nacht unsicher; doch wurde anderwärts noch ungescheuter geraubt. Wenn ein junger Mensch in die Welt trat, wählte er sich seinen Stand nach Gutdünken. Wer Lust hatte, machte sich zum Chevalier; wer konnte, zum Abbé; ich meyne, zum Abbé mit einer Pfründe; und beyde Stände waren durch kein äussres Kennzeichen unterschieden. So war Grammont, wenn ich nicht irre, bey der Belagerung von Trin zugleich Chevalier und Abbé. Diess war sein erster Feldzug. Aber schon hier zeigte er die glücklichen Anlagen, die zum Vortheil eines jungen Mannes einnehmen, und seine Freunde und Gönner der Mühe überheben, ihn in die Welt einzuführen.

Als er kam, hatte die Belagerung schon angefangen. Dieses ersparte ihm einige Unbesonnenheiten: denn ein Freywilliger hat keine Rast noch Ruhe, wenn er nicht bey den ersten Kanonenschüssen gewesen ist.

Da also die Festung nicht mehr zu recognosciren war, so recognoscirte er die Generale. An der Spitze des Heeres stand der Prinz Thomas; du Plessis-Prastin und der berühmte Vicomte von Türenne waren seine Marechaux de camp; denn die Stelle eines General-Lieutnants war damals noch nicht eingeführt.

Man behandelte eine Festung noch mit einiger Ehrerbietung, ehe eine Macht, welcher nichts widerstehen kann, das Mittel erfand, sie durch einen Hagel von Bomben und durch Batterien von hundert Feuerschlünden zu vernichten. Vor der Erfindung dieser wüthenden Ungewitter, die den Commandanten in den Keller bannen und die Besatzung zermalmen, zeigte sich die Kunst der Belagerer und der Muth der Belagerten in häufigen Ausfällen, die mit Lebhaftigkeit zurückgeschlagen, und in muthigen Stürmen, die mit Standhaftigkeit empfangen wurden. Gewöhnlich dauerte eine Belagerung eine ziemliche Länge, und die jungen Leute hatten dabey Zeit und Musse etwas zu lernen.

Bey der Belagerung von Trin wurden auf beyden Seiten rühmliche Thaten vollbracht. Man hatte Anstrengungen zu ertragen, Verlust zu erleiden; aber seit Grammonts Ankunft bey der Armee war die Langeweile aus dem Lager, der Unmuth aus den Laufgräben, der steife Ernst aus der Gesellschaft der Generale, und alle Unzufriedenheit aus dem Heere verbannt. Ueberall suchte er, überall begleitete ihn Vergnügen und Freude.

Unter den Offizieren fanden sich, wie überall, Leute von Verdiensten, und Leute, die den Schein von Verdiensten suchten. Die letztern ahmten den Chevalier in seinen glänzenden Eigenschaften nach, aber ohne Erfolg: die andern bewunderten seine Talente und bewarben sich um seine Freundschaft. Unter diesen war Matta, ein junger Mann von gefälligem Aeussern und noch gefälligerm Geist, einfach, natürlich, aber ungewöhnlich klug, zart und gewandt, dabey offenherzig und redlich in allen Stücken. So ausgezeichnete Eigenschaften blieben dem Chevalier Grammont nicht lange verborgen, und so

war ihre Bekanntschaft leicht gemacht, und ihre Freundschaft in kurzem geschlossen.

Matta verlangte durchaus, Grammont sollte zu ihm ziehn, und dieser willigte unter der Bedingung ein, die Hälfte alles Aufwands zu tragen. Beyde waren freygebig und Liebhaber von Vergnügen und Pracht; und so gaben sie auf gemeinschaftliche Kosten die schönsten und ausgesuchtesten Feste, die man noch je gesehen hatte. Im Anfange ersetzte das Spiel den Aufwand reichlich, und Grammont ersetzte seinen Gästen auf hundertley Weise, was er ihnen auf eine einzige abnahm.

Die Generale wurden der Reihe nach bey ihnen bewirthet; sie bewunderten ihre Pracht, und waren unzufrieden mit ihren Offizianten, dass sie nicht eben so gut für ihre Tafel sorgten. Grammont besass das Talent, den gemeinsten Dingen einen Werth zu geben; was er that wurde Mode, und es war fast eine Schande, diese Mode nicht mit zu machen. Matta überliess ihm die Sorge für den Tisch, wo er den Wirth machte; und Grammont sah sich durch den Beyfall

seiner Gäste belohnt. In dem Rausche seines Glücks fing er an zu glauben, es gebe kein schöneres Leben als das ihrige, und nichts sey leichter, als es immer auf diesem Fusse fortzuführen. Aber er täuschte sich. Er musste in kurzem erfahren, dass das Glück nicht immer am beständigsten ist, wenn es am freundlichsten lächelt.

Eine kostbare Tafel, schlechte Oekonomie, treulose Bedienten, Unglück im Spiel, alles vereinigte sich, um ihre Wirthschaft zu Grunde zu richten, und das Ende ihrer Herrlichkeit wäre vor der Thüre gewesen, wenn nicht das fruchtbare und erfinderische Genie des Chevalier ein Mittel gefunden hätte, ihre Ehre zu retten.

Die beyden Freunde hatten über den Zustand ihrer Finanzen noch nicht mit einander gesprochen; aber ihr Haushofmeister hatte jedem insbesondere davon gesagt, und gedroht, seine Rechnung zu schliessen, wenn er kein Geld bekäme, um den Aufwand fortzusetzen. Eines Tages, als Grammont ungewöhnlich früh nach Hause kam, fand er Matta ruhig

auf seinem Lehnstuhle schlafen, und um ihn nicht in seiner Ruhe zu stören, überliess er sich dem Nachdenken und entwarf seinen Plan. Unterdessen erwachte Matta, ohne dass es Grammont bemerkte, und sahe mit Erstaunen das ernste Nachdenken seines Freundes, und das tiefe Stillschweigen zwischen zwey Leuten, die nie einen Augenblick zusammen gewesen waren, ohne zu plaudern. Endlich schlug er mit einmal ein Gelächter auf, das immer lauter wurde, je mehr der andre ihn ansah. „Nun, beym Himmel," sagte der Chevalier, „das heiss' ich ein lustiges Erwachen! Mit wem hast du es denn vor? Lachst du mit den lieben Engeln?" — „Ich lache über einen Traum," antwortete Matta, „den ich eben geträumt habe. Er ist so natürlich und lustig, dass ich ihn dir erzählen muss. Es kam mir nehmlich vor, als hätten wir unserm Herrn Hausholmeister, unserm Herrn Küchenmeister, und unserm Herrn Hausverwalter den Abschied gegeben, und uns vorgenommen, künftig bey andern zu essen, wie die andern bisher bey uns gegessen

haben. Das war mein Traum, Chevalier; aber was träumtest du?"

„Armes Gehirnchen," sagte der Chevalier mit einem mitleidigen Achselzucken, „bist du so bald auf dem Trocknen! Ein Paar alberne Worte, die dir unser Haushofmeister vorgeschwatzt haben mag, so gut als mir, können dich so aus der Fassung bringen? Wie? Nach der Rolle, die wir hier im Angesicht der Granden und Fremden in unsrer Armee gespielt haben, sollen wir mit einemmal als Pinsel vom Schauplatz abtreten, oder, wie Strassenbettler, unser Bündel schnüren, weil sich zum erstenmal unsere Casse erschöpft? Du musst kein Gefühl haben. Wo ist die Ehre von Frankreich? — und wo ist Geld? fiel Matta ein. Meine Leute ergeben sich dem Teufel darauf, dass nicht mehr zehn Thaler in der Casse sind; und ich wette, dass dir die Deinigen auch nicht viel mehr aufgehoben haben werden. Denn seit länger als acht Tagen hab ich dich nicht Einmal den Beutel ziehn, und dein Geld zählen sehen, was du doch so gern in glücklichen Zeiten thust."

„Ich gebe dir das alles zu, erwiederte der Chevalier, aber du sollst mir auch zugeben, dass du dich wie eine Memme betragen hast' ich möchte dich wohl in der Lage sehn, in der ich in Lyon war, vier Tage vor meiner Ankunft im Lager. Was wurdest du anfangen? Höre, wie es mir da erging.

III.

„Nun, das klingt wie ein Ritterroman," fiel Matta ein; „nur sollte es dein Knappe seyn, der deine Abentheuer kund thäte" — „So bringt es freylich die Ordnung mit sich," sagte der Chevalier, „aber meine ersten Thaten kann ich dir wohl erzählen, ohne dass meine Bescheidenheit dabey in Gefahr geräth. Auch hat mein Knappe für heroische Thaten einen etwas zu burlesken Ton." „Wisse denn, dass ich bey meiner Ankunft zu Lyon" — „Fängt man eine Geschichte so an?" sagte Matta. „Gehe immer etwas weiter zurück. In einem Leben wie das deinige, sind die kleinsten Vorfälle einer Erzählung werth; vorzüglich aber übergehe nicht die Geschichte

deiner ersten Audienz bey dem Kardinal. Was ich schon davon gehört habe, hat mich herzlich belustigt. Uebrigens erlasse ich dir die Erzählung deiner Kinderstreiche, deine Genealogie und die Nahmen und Würden deiner Ahnen. Denn du weisst doch nichts davon."

„Du bist ungemein scherzhaft!" fuhr der Chevalier fort. „Du hältst die ganze Welt für so unwissend, als du selbst bist. Du glaubst, ich kenne die Corisanden, die Menodaure nicht. Weiss ich etwa nicht, dass es bloss von meinem Vater abhing, ein Sohn Heinrich des Vierten zu seyn? Der König wollte ihn mit Gewalt anerkennen; aber er hatte die Bosheit, diese Gnade nicht anzunehmen. Nun denke, was die Grammonts jetzt wären, ohne diese Grille! Sie müssten den Rang über den Vendomes haben. Lache so viel du willst; diess alles ist so wahr wie ein Evangelium. Doch zur Sache."

„Meine Mutter glaubte mich für die Kirche berufen, und that mich in das Collège de Pau in Pension; ich selbst aber fühlte einen an-

dern Beruf in mir, und lernte nichts. Mein einziger Gedanke war das Spiel, und der Präceptor und die Rectoren verloren ihr Latein, indem sie mich zu einem Lateiner machen wollten. Der alte Brinon, der meinen Kammerdiener und Aufseher vorstellte, drohte, mir mit meiner Mutter, aber ich liess ihn reden, und studirte, wenn ich Lust hatte, das heisst, fast nie. Indessen wurde ich standesmässig behandelt; erhielt alle Schulwürden, ohne sie zu verdienen, und verliess das Collegium ohngefähr so, wie ich es betreten hatte. Man fand, dass ich hinreichend und genug wüsste, um die Abtey anzunehmen, die mein Bruder für mich gesucht hatte."

„Mein Bruder hatte die Nichte eines Ministers geheirathet, vor dem sich alle Knie beugten. Ich sollte ihm vorgestellt werden. Es kostete mir keine Mühe, meine Provinz zu verlassen; denn ich brannte vor Begierde nach Paris. Hier behielt mich mein Bruder einige Zeit bey sich, um mich aufthauen zu lassen; und führte mich in der Stadt umher,

um mein Dorfjunkerwesen mit den Manieren der grossen Welt zu vertauschen. Diess hatte einen so guten Erfolg, dass, da man mich als Abbé bey Hofe vorstellen wollte, ich durchaus als Weltmann erscheinen wollte. Du weisst, wie man damals sich trug. Alles, wozu ich mich entschliessen konnte, war, einen Chorrock über meine andern Kleider anzuziehn. Mein Bruder starb fast vor Lachen, da er mich in diesem geistlichen Aufzuge sah, und wollte dieses Vergnügen auch andern gönnen. Ich hatte den schönsten Kopf von der Welt, auf das zierlichste gepudert und frisirt; oben den Chorrock, unten ein Paar weisse Halbstiefeln und goldne Sporen. So trat ich vor den Kardinal; aber der schlaue Mann, der jeden durch und durch sah, nahm sich zusammen und lachte nicht. Ein solcher Schwung in der Denkungsart eines jungen Menschen schien ihm bedenklich. Was war nicht von einem Kopf zu erwarten, der in diesem Alter Tonsur und Ueberschlag so keck verspottete?"

„Als wir nach Hause kamen, hielt mein

Bruder folgende Rede an mich: „Nun, Herr Abbé, diese Expedition ist vortrefflich abgelaufen; dein halb geistlicher, halb ritterlicher Aufzug hat den ganzen Hof ausserordentlich ergötzt; aber damit ist es nicht genug. Der junge Herr muss sich entscheiden, ob er bey der Kirche bleiben, und ein reichliches Auskommen in sorgloser Unthätigkeit geniessen, oder sich lieber mit einem kleinen Erbtheil begnügen, und Arme und Beine entzwey schlagen lassen will, um der *fructus belli* eines gefühllosen Hofes zu seyn, und am Ende seiner Tage, mit einem gläsernen Auge und einem holzernen Beine, zur Würde eines *Maréchal de Camp* emporzusteigen."

„Ich weiss sehr wohl, antwortete ich, dass sich diese beyden Stände in Rücksicht auf Bequemlichkeit gar nicht vergleichen lassen; aber da man doch vor allen Dingen auf sein Heil bedacht seyn muss, so bin ich entschlossen, der Kirche zu entsagen, um meine Seele zu retten; doch unter der Bedingung, dass ich meine Pfründe behalte." — So hatte es mein Bruder nicht gewollt. Aber weder sein

Ansehn noch seine Gründe vermochten etwas; und endlich musste er mir auch den letzten Artikel zugestehn, um mich auf der Akademie unterhalten zu können."

„Du kennst meine Gewandheit. Was man auf der Akademie lehrt, hatte ich bald inne, und ich lernte noch neben bey, was zur Ausbildung eines jungen Menschen und überhaupt zu einem rechtlichen Manne gehört, d. h. alle Arten von Karten- und Würfelspiel. Ich kann indess nicht läugnen, dass ich mich anfänglich für gelehrter hielt, als ich war: wie ich in der Folge zu meinem Schaden erfuhr."

„Meine Mutter vernahm meinen Entschluss mit grosser Betrübniss. Sie beweint den Stand, den ich verliess, und den Stand, den ich ergriff. Sie hatte gehofft, ich würde in dem Schoosse der Kirche ein Heiliger werden; jetzt musste sie erwarten, dass mich die Welt zu einem Teufel machte, oder dass ich im Kriege umkäme. Ich brannte vor Begierde nach Krieg. Aber noch war ich allzu jung, und musste mich also entschliessen, eine Cam-

pagne zu Bidache zu machen, ehe ich meinen Wünschen gemäss einen Feldzug mit der Armee machen durfte.“

„Ich kehrte also zu meiner Mutter zurück. Während der Entfernung von ihr war mir der Ton und das Wesen der grossen Welt so natürlich geworden, dass sie mich mit Ehrfurcht betrachtete, und sich nicht erkühnte, meine hartnäckige Liebe für den Krieg zu tadeln. Ich ward ihr Abgott; und da sie mich unerschütterlich in meinen Entschliessungen fand, so suchte sie mich wenigstens so lange als möglich bey sich zu behalten, während mein kleines Feldgeräth in Stand gesetzt wurde.“

„Der getreue Brinon ward mir zum Kammerdiener gegeben, und zugleich mit dem Charakter eines Aufsehers und Stallmeisters bekleidet; denn schwerlich gibt es noch einen zweyten Gascogner von seinem Ernst und seiner mürrischen Würde. Er versprach für den Anstand und die Sittlichkeit in meinem Betragen zu haften, und in den Gefahren des Krieges meine Person in Obacht zu nehmen.

Ich will hoffen, dass er in dem letzten Punkt besser Wort hält als in dem ersten."

„Mein Feldgepäcke ging acht Tage vor mir ab, und meine gute Mutter liess diese Zeit nicht verloren gehn, um mir noch einige nützliche Lehren einzuschärfen. Endlich kam der Tag des Abschiedes, und nachdem sie mich noch einmal beschworen hatte, die Furcht Gottes vor Augen, und die Liebe des Nächsten im Herzen zu haben, liess sie mich unter dem Schutze des Herrn und des weisen Brinon aus ihren Armen. Aber schon auf der zweyten Station erhob sich ein Streit zwischen uns. Meine Mutter hatte ihm vierhundert Louisdor anvertraut, mit denen ich meinen Feldzug bestreiten sollte. Ich machte Anspruch darauf; aber er widersetzte sich standhaft. „Alter Schurke, sagte ich zu ihm, ist das Geld dein Eigenthum, oder hast du es für mich bekommen? Meynst du, dass ich mir einen Schatzmeister setzen lassen will, der nur auf Ordre auszahlt."

„Ich weiss nicht ob ihn schlimme Ahndungen drückten; aber so viel ist gewiss,

dass er meinem Ungestüm nur mit dem äussersten Unwillen und unter wahren Zuckungen wich. Es war nicht anders als ob ich ihm das Herz aus dem Leibe riss."

„Ich fühlte mich um ein grosses leichter und fröhlicher, nachdem ich ihm seine Last abgenommen hatte; dagegen schien er so niedergedrückt, als ob statt der vierhundert Pistolen, die er weniger trug, vierhundert Pfund Bley auf seinen Rücken gewälzt worden wären. Ich musste seinem Pferde selbst die Peitsche geben; so langsam und schwerfällig ritt er einher. Dann sah er sich von Zeit zu Zeit um, und sagte: „Nein, gnädiger Herr, so hat es Ihre Frau Mutter nicht gemeynt." Auf jeder Station erneuerte sich sein Schmerz und seine Bemerkungen; denn statt dem Postillion zehn Sous zu geben, gab ich ihm dreissig."

„So hatten wir endlich die Thore von Lyon erreicht. Hier nahmen uns zwey Soldaten in Empfang, um uns zum Gouverneur zu bringen. Den einen eignete ich mir zu, und befahl ihm, mich in den besten Gasthof zu

führen; meinen Kammerdiener übergab ich dem andern, um dem Commandanten der Stadt von meiner Reise und meinem Vorhaben Red' und Antwort zu geben."

„Es gibt in Lyon eben so gute Wirthe als in Paris: aber mein Soldat führte mich, wie es so gewöhnlich ist, zu einem seiner Freunde, und versicherte mich, dass man in diesem Hause am besten speiste und die ausgesuchteste Gesellschaft fände. Der Eigenthümer dieses hochgerühmten Pallastes war so dick wie ein Weinfass. Er nannte sich Cerise; war ein Schweitzer von Geburt, ein Giftmischer von Profession und ein Spitzbube aus Liebhaberey. Er wies mir ein ganz sauberes Zimmer an, und fragte mich, ob ich allein oder in Gesellschaft zu essen beliebe. Mein Entschluss war bald gefasst, und ich wählte die Wirthstafel, um der guten Gesellschaft zu geniessen, die mir mein Soldat hier versprochen hatte."

„Brinon kam jetzt zurück. Das Verhör beym Commandanten hatte ihn verdriesslich gemacht; er war so mürrisch, wie ein alter

Pavian. Da er sah, dass ich mir die Haare zurecht kämmte, um hinunter zu gehn, sagte er: Was haben Sie denn vor? Durch die Stadt zu galoppiren, nicht wahr? Ist es denn nicht genug, von früh bis Abend auf der Strasse zu liegen? Nehmen Sie einige Bissen zu sich und legen sich zu guter Zeit zur Ruhe, damit wir bey Tagesanbruch wieder aufsitzen können." — „Herr Oberaufseher, antwortete ich, ich will weder durch die Stadt galoppiren noch einige Bissen allein zu mir nehmen, noch mich zu guter Zeit niederlegen. Ich will unten in Gesellschaft essen." — „In der Wirthsstube? rief er aus. Wo denken Sie hin? Ich will mich hängen lassen, wenn unten nicht ein Dutzend Gauner mit Karten und Würfeln spielen, dass der Himmel einfallen könnte, ohne dass sie es hören."

„Ich war ziemlich übermüthig geworden, seit ich Herr meines Geldes war. Die Herrschaft meines Aufsehers drückte mich; ich glaubte mich ihr allmählig entziehen zu müssen; und so fuhr ich mit den Worten auf:

Hut auf dem Kopfe; so dass er in einiger Entfernung leibhaft aussah wie ein rundes Kirchdach mit seinem Thurm oben darauf. Ich erkundigte mich bey dem Wirthe nach ihm, und erfuhr, dass er ein Kaufmann aus Basel sey, der hier Pferde verkaufen wolle. Aber, setzte er hinzu, so wie er es macht, wird er nicht viel verkaufen: er bringt den ganzen Tag am Spieltisch zu. Spielt er hoch? frug ich. — Jetzt gerad' nicht, antwortete der Wirth. Die Herren spielen um ihre Zeche, bis aufgetragen wird. Aber wenn man den kleinen Mauschel allein bekommen kann, so ist schon etwas mit ihm anzufangen. — Hat er Geld? fragt' ich weiter. — „O was das betrifft, antwortete der Schurke; hätten Sie nur tausend Pistolen von ihm gewonnen, und ich wäre mit Ihnen *Mottié*, wir sollten nicht lange auf unser Geld zu warten brauchen."

„Ich hatte genug gehört, um in meinem Herzen das Verderben des Spitzkopfes zu beschliessen; und um ihn besser zu studieren, trat ich hinter ihn. Sein Spiel war ganz

verkehrt; er wurde einmal über das andre gestraft, und schon fing ich an, mir Scrupel zu machen, dass ich einem so armen Tropf sein Geld abgewinnen sollte. Er verlor seine Partie; man trug auf, und ich setzte mich neben ihn. Es war eine wahre Klostertafel, und, trotz der Versicherung des Wirths, waren unserer wenigstens fünf und zwanzig am Tisch."

„Nach einer höchst elenden Mahlzeit zerstreute sich der übrige Haufe, ich weiss nicht wie, bis auf den kleinen Schweizer, der neben mir sitzen blieb, und den Wirth, der auf der andern Seite Platz nahm. Beyde rauchten ärger als Dragoner, und wenn mir der Schweizer eine Dampfwolke ins Gesicht geblasen hatte, ermangelte er nicht zu sagen: der gnädige Herr werden mir meine grosse Freyheit zu Gnaden halten. Auf der andern Seite bat Monsieur Cérise um die Erlaubniss, mich zu fragen, ob ich niemals in seinem Vaterlande gewesen wäre, und schien sich zu wundern, dass ein junger Mensch so

viele Lebensart hätte, ohne die Schweiz gesehen zu haben."

„Der Kurbis, auf den ich es eigentlich abgesehen hatte, war ein eben so unbarmherziger Frager, als der andere. Er erkundigte sich, ob ich von der Armee in Piemont käme, und da ich ihm sagte, dass ich eben auf dem Wege dahin wäre, fragte er weiter, ob ich nicht Lust hätte, Pferde zu kaufen; er hätte einige hundert auf der Streu, und würde es billig mit mir machen."

„Unter diesem Gespräche hatten sie mich völlig eingeräuchert, und da ich des Tabacks und der Fragen müde war, schlug ich meinem Schweizer eine Partie Trictrac um eine Pistole vor, bis unsre Leute abgegessen hätten. Er nahm meinen Vorschlag an, doch nicht ohne viele Umstände, und ohne mich tausendmal wegen seiner grossen Freyheit um Verzeihung zu bitten."

„Wir setzten uns nieder, und ich gewann ihm die erste, zweyte und dritte Partie in einem Augenblick ab; denn er gerieth so ausser Fassung, dass er mich Bänder über

Bänder machen liess. Man sah seine Lust daran. Eben ging die dritte Partie zu Ende' und Brinon trat herein, um mich zu Bette zu bringen; und da er mich spielen sah, kreuzte und segnete er sich. Vergebens winkte ich ihm mit den Augen: er that, als ob er mich nicht verstände; und ich musste aufstehn, um ihm im Stillen zu befehlen, mich allein zu lassen. Er fing nun an mir den Text zu lesen, dass ich mich mit solchem Volke gemein machte; wogegen ich ihm vorstellte, dass es ein angesehener Kaufmann wäre, der gewaltig viel Geld hätte, und wie ein Gimpel spielte. Aber ich hatte gut reden. — Er ein Kaufmann! rief er aus. Glauben Sie das nicht, gnädiger Herr. Ich will des Teufels seyn, wenn er nicht ein Hexenmeister ist. — Schweig, alter Narr! antwortete ich ihm. Er ist so wenig ein Hexenmeister wie du; das ist genug gesagt. Und um es dir zu beweisen, will ich ihm noch vor Schlafengehen vier bis fünfhundert Pistolen abnehmen. — Mit diesen Worten schob ich ihn zur Thüre hinaus, und verbot

ihm nachdrücklich, wieder herunter zu kommen und uns zu stören."

„Am Ende der dritten Partie knöpfte der kleine Schweizer seine Beinkleider auf, zog einen blanken Quadrupel aus der Tasche, überreichte mir ihn, und bat zu wiederholten Malen, ihm seine grosse Freyheit zu Gnaden zu halten. Jetzt wollte er gehn; aber das war nicht in meinem Plan. Ich sagte also zu ihm: „Wir spielen zu unserm Vergnügen; ich verlange Ihr Geld nicht; und wenn Sie Lust haben, so lassen Sie uns die vier Pistolen auf eine einzige Partie setzen." Nach einigen Schwierigkeiten ging er meinen Vorschlag ein und gewann die Partie. Das verdross mich. Wir spielten eine zweyte; aber das Glück hatte sich gewendet; die Würfel fielen ihm günstig; die Strafen blieben aus; ich verlor die erste, zweyte und dritte Partie. Was ich auch anfing, nichts gelang mir. Ich war äusserst ärgerlich; er äusserst gefällig, nahm alles an, und gewann mir alles ab, ohne dass ich in acht oder zehn Partien auch nur die Hälfte markiren konnte.

Ich bat mir noch eine Tour auf hundert Pistolen aus, aber da er sah, dass ich nicht mehr setzte, antwortete er, es sey schon spät, und er müsse noch einmal nach seinen Pferden sehn. So bat er mich zum letztenmal, ihm seine grosse Freyheit zu Gnaden zu halten und ging fort. Die Kaltblütigkeit, mit der er mir die Fortsetzung des Spiels abschlug, und die Höflichkeit, mit der er sich mir empfahl, ärgerte mich so, dass ich ihn hätte ermorden können. Ich hatte mein Geld bis auf die letzte Pistole in einer solchen Geschwindigkeit verloren, dass ich in der Bestürzung noch nicht alle Betrachtungen angestellt hatte, die sich in meiner Lage anstellen liessen. Ich fürchtete mich vor Brinon, und hatte kaum den Muth, auf mein Zimmer zurückzukehren. Glücklicher Weise war ihm die Zeit zu lang geworden, und er hatte sich niedergelegt. Das war ein kleiner, aber leider nur kurzer Trost. Ich kroch in mein Bette, und jetzt trat mir mein ganzes Unglück lebendig vor Augen. Ich

konnte nicht einschlafen, ich sah das Schreckliche meiner Lage, und fand kein Mittel ihm abzuhelfen; ich mochte denken und sinnen so viel ich wollte, da war kein Ausweg. Nichts schien mir fürchterlicher als der Anbruch des Tages. Er kam, und der unbarmherzige Brinon mit ihm. Gestiefelt und gesporrt trat er herein, klatschte einigemal mit seiner vermaledeyten Peitsche, zog die Vorhänge auf und rief mir zu: Aufgestanden, gnädiger Herr! Die Pferde sind vor der Thüre, und Sie schlafen noch! Wir konnten schon zwey Stationen gemacht haben. Geben Sie mir Geld, so kann ich indess wenigstens die Rechnung bezahlen. — Brinon, antwortete ich ihm mit schwacher Stimme, zieh die Vorhänge zu. — Was zum Henker, rief er aus, zieh die Vorhänge zu! Wollen Sie denn Ihre Campagne in Lyon machen? So scheint es fast. Nun haben Sie den dicken Kaufmann recht ausgezogen? Aber das Geld kann Ihnen keinen Seegen bringen. Der arme Mann hat vielleicht eine Familie; er hat vielleicht das Brod seiner Kinder verspielt, und Sie haben

es ihm abgewonnen. Und darum eine ganze Nacht zu durchwachen! Wenn das die gnädige Frau wüsste! Monsieur Brinon, versetzte ich, haben Sie die Gefälligkeit, die Vorhänge zuzuziehn! Aber statt mir zu gehorchen, fuhr er mit seinem Geschwätze fort, und es war nicht anders, als ob der böse Feind ihm gerade die allerempfindlichsten Dinge zuflüsse. — Und wie viel ist es denn? fuhr er fort. Volle fünfhundert? Was wird der arme Mann nun anfangen? Denken Sie an mich, gnädiger Herr; dieses Geld bringt Ihnen keinen Seegen. Oder waren es nur vierhundert? oder drey? oder zwey? Wie? Am Ende gar nur hundert Louisd'or? setzte er hinzu, da er sah, dass ich bey jeder Frage den Kopf schuttelte. — Nun dann ist das Unglück so gross nicht. Hundert Pistolen werden ihn nicht unglücklich machen, wenn Sie sie anders ehrlich gewonnen haben. — Ach Brinon, versetzte ich mit einem tiefen Seufzer, zieh die Vorhänge zu. Ich bin nicht werth das Tageslicht zu sehn." —

„Brinon erbebte bey diesen traurigen

Worten, aber als ich ihm die ganze Geschichte erzählte, war er der Ohnmacht nah. Er riss sich die Haare aus, und ergoss einen Strom schmerzlicher Exclamationen, die immer mit den Worten endigten: Was wird die gnädige Frau sagen! So ging es eine Weile fort, und als endlich seine unnützen Wehklagen erschöpft waren, sagte er: Was wollen Sie nun anfangen, gnädiger Herr? — Nichts, erwiederte ich. Ich bin zu nichts gut. Mein Herz war indess durch mein Bekenntniss leichter geworden, und es gingen mir einige Projekte durch den Kopf, die aber seinen Beyfall nicht erhielten. Ich schlug ihm unter andern vor, meinem Gepäcke nachzureiten, und etwas von meinen Kleidungsstucken loszuschlagen, oder den Rosskamm zu bereden, uns Pferde auf Kredit um hohe Preise zu verkaufen, und sie dann wieder zu Gelde zu machen. — Brinon lachte mich mit meinen Vorschlägen aus, und nachdem er mich lang genug gequält hatte, zog er mich endlich aus der Verlegenheit. Sehr oft finden Eltern eine Freude

daran, ihren armen Kindern schlechte Streiche zu spielen. Meine Mutter hatte mir fünfhundert Pistolen mitgeben wollen: aber sie hatte funfzig zurück behalten, theils um einige kleine Verbesserungen in der Abtey vorzunehmen, theils um für mich beten zu lassen. Die übrigen funfzig hatte sie Brinon anvertraut, mit dem Befehl, mir nichts davon zu sagen, bis eine dringende Nothwendigkeit einträte. Du siehst, dass diese nicht lange ausblieb."

„So löste sich, um es kurz zu machen, dieses erste Abentheuer auf. Das Spiel hat mich bis jetzt begunstigt: denn seit meiner Ankunft hatte ich, nach Abzug aller Unkosten, funfzehnhundert Pistolen erübrigt. Seitdem hat das Glück sich gewendet; wir müssen suchen, es zu verbessern. Unsre Kassen sind erschöpft; wir müssen sie füllen."

„Nichts leichter, sagte Matta. Wir dürfen nur einen einfältigen Rosskamm suchen, der sich so leicht betrügen lässt, wie der Lyoner. Oder vielleicht hat der getreue Brinon noch etwas für die äusserste Noth

zurück behalten. Die Noth ist da; wir können es also mit gutem Gewissen nehmen."

„Dein Scherz wäre recht gut, versetzte der Chevalier, wenn du dir zu rathen wüsstest. Aber man muss Witz in Menge haben, wenn man überall witzig seyn will, wie du. Du willst scherzen und denkst nicht daran, wie ernsthaft unsre Lage ist. — So höre denn. Ich gehe morgen ins Hauptquartier, esse zu Mittag beym Grafen Cameran, und bitte ihn zum Abendessen.... Wohin? sagte Matta. — Hierher, antwortete der Chevalier. — Du bist toll, mein armer Freund, erwiederte jener. Das ist eines von deinen Lyoner Projekten. Du weisst, dass wir weder Geld noch Kredit haben: und um unsre Umstände zu verbessern, willst du Gäste bitten."

„Armer Teufel, versetzte der Chevalier. Wir sind nun so lange beysammen, und noch zeigst du nicht den geringsten Funken von Erfindungskraft? Ist es möglich? — Der Graf Cameran spielt *gänzer;* ich auch; wir brauchen Geld, und er hat es übrig. Ich

werde also eine gute Mahlzeit bestellen, und er wird sie bezahlen. Lass mich mit deinem Haushofmeister sprechen, und sorge für nichts, als etwa für einige kleine Massregeln, die bey solchen Gelegenheiten nicht überflüssig sind. — Wie so? sagte Matta. — Du sollst gleich horen. Denn ich sehe wohl, dass man dir die deutlichsten Dinge erklären muss."

„Du commandirst hier die Gardecompagnien. Nicht so? Nun, wenn es Nacht wird, lässt du deinen Sergeanten la Place mit funfzehn oder zwanzig Soldaten ins Gewehr treten, und sie zwischen dem Hauptquartiere und uns verstecken.... Was zum Henker, schrie Matta, ein Hinterhalt? Ich glaube, Gott verzeihe es mir, du willst den armen Savoyarden plundern. In diesem Falle sage ich mich von dem Handel los. — Armes Gehirn, versetzte der Chevalier, du begreifst nichts, gar nichts. Die Sache ist diese. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir ihm sein Geld abnehmen. Die Piemonteser sind mistrauisch und argwöhnisch. Der Graf commandirt die Reiterey. Du weisst, dass

du nicht schweigen kannst, und du wärest im Stande, irgend einen schlechten Scherz fallen zu lassen, der ihm Gedanken machen könnte. Wie leicht könnte er auf den Einfall kommen, er hätte sich betrogen lassen; es könnte ihn gereuen; und wer weiss, wozu er dann fähig wäre? Denn gewöhnlich hat er eine Begleitung von acht bis zehn Reitern um sich. Es ist also nicht undienlich, sich auf einen solchen Fall gefasst zu halten, und wenn er über seinen Verlust böse werden sollte, ihm Spitze bieten zu können.»

«Matta hielt sich vor Lachen die Seiten. Umarme mich, Chevalier, rief er aus, umarme mich, du bist gar zu bewundernswürdig. War ich nicht ein Pinsel, da du von Massregeln sprachst, mir einzubilden, dass wir nichts brauchten, als einen Spieltisch, Karten, oder höchstens einige falsche Würfel? In meinem Leben wäre es mir nicht eingefallen, einen Menschen, bey einer Partie *quinze*, durch einen Trupp Soldaten zu unterstützen. Man muss gestehn, du hast es in kurzem weit in der Tactik gebracht!»

„Am folgenden Tag wurde alles Punkt für Punkt nach Grammonts Plan ausgeführt, und der arme Cameran fiel in die Schlinge. Das Abendessen ging unter Scherz und Fröhlichkeit dahin. Matta trank einige Gläser mehr, um den Rest seiner Bedenklichkeiten zu ersticken; und Grammont glänzte auf seine gewöhnliche Art, und hörte nicht auf, seinen Gast zu belustigen, den er bald sehr ernsthaft machen wollte. Der ehrliche Cameran ass wie ein Mensch, dessen Gemüth zwischen der Liebe zu einer guten Tafel und dem Spiele getheilt ist: das heisst, er verschlang die Speisen, um der kostbaren Zeit, die dem *quinze* bestimmt war, nichts zu entziehn."

„Nach geendigter Mahlzeit legte la Place seinen Hinterhalt, und der Chevalier begann seinen Angriff. Die Treulosigkeit des Schweizers Cerise und des Rosskammes mit dem spitzigen Hute lag ihm noch schwer auf dem Herzen, und dieses Andenken waffnete ihn mit Gefühllosigkeit gegen einige schwache Bedenklichkeiten, die in seinem Herzen laut

werden wollten. Matta setzte sich in einen Lehnstuhl, um kein Zeuge der verletzten Gastfreundschaft zu seyn, und suchte zu schlafen, während sein Freund dem armen Cameran die Tasche leerte."

„Anfänglich setzten sie nur drey oder vier Pistolen, gleichsam zum Scherz; aber da der Graf drey oder viermal verloren hatte, fing er an stärker zu setzen, und das Spiel wurde ernsthaft. Er verlor von neuem und wurde böse, die Karten flogen im Zimmer umher, und seine heftigen Ausrufungen weckten Matta auf."

„Vom Schlaf betäubt und von Wein erhitzt, fing er an über die Heftigkeit des Piemonteesers zu lachen, und statt ihn zu trosten, sagte er: Auf Ehre, mein armer Graf, an Ihrer Stelle würde ich aufhören zu spielen. — Und warum? fragte jener. — Ich weiss es nicht, antwortete Matta, aber mein Herz sagt mir, dass Ihr Unglück sich nicht ändern wird. — Wir wollen sehen, erwiederte Cameran, und foderte Karten. — Nun so sehn Sie zu, sagte Matta, und schlief wieder

ein. Sein Schlaf dauerte nicht lange. Alle Karten fielen unglücklich für den Grafen; er bekam keine einzige Figur, und wenn er auch einmal *quinze* aufwies, so half es ihm nichts. Nun gingen die Ausrufungen von vorn an. „Hab' ich es Ihnen nicht gesagt? rief Matta, zum zweytenmal im Schlafe gestört. Wozu hilft Ihnen aller dieser Lärm? Spielen Sie, so lange Sie wollen, Sie werden immer verlieren. Glauben Sie mir, die kürzeste Thorheit ist die beste. Hören Sie auf: denn ich will mich dem Teufel darauf ergeben, dass Sie gar nicht gewinnen können." — Wie so? sagte Cameran, dem die Geduld endlich ausging. Wenn Sie es wissen wollen, erwiederte Matta, — weil wir Sie betrugen."

„Der Chevalier Grammont fand diesen Scherz um desto adler angebracht, da er einen Schein von Wahrheit hatte. „Finden Sie es artig, Herr von Matta, hub er an, einen Mann, der so unglücklich spielt, wie der Herr Graf, mit frostigen Scherzen zu reizen? Mir wenigstens ist diess herzlich zuwider,

und ich würde in dem Augenblicke aufhören zu spielen, wenn er nicht so stark im Verlust wäre.“ Da ein gereizter Spieler nichts so sehr fürchtet, als eine solche Drohung, so nahm der Graf einen sanftern Ton an, und bat den Chevalier, Herrn von Matta reden zu lassen, wenn es ihn nicht beleidigte: ihm selbst mache dieser Scherz keinen Kummer.“

„Uebrigens war der Chevalier Grammont höflicher als der Schweizer zu Lyon; er spielte auf Kredit so lange sein Gegner Lust hatte. Cameran war so dankbar für diese Artigkeit, dass er gegen funfzehnhundert Pistolen verlor, und sie sogleich den andern Morgen bezahlte. — Matta wurde wegen seiner zügellosen Zunge nach Gebühr ausgescholten. Er konnte nichts zu seiner Vertheidigung anführen, als dass er sich ein Gewissen daraus gemacht habe, den armen Savoyarden zu betrügen, ohne ihm einen Wink davon zu geben. Ausserdem, setzte er hinzu, hätte ich herzlich gern das Vergnügen gehabt, wenn der Graf den Spass übel genommen

hätte, meine Infanterie mit Cameran's Reiterey im Handgemenge zu sehn."

So kamen die beyden Freunde durch dieses Abentheuer wieder zu Geld, und das Glück erklärte sich während des übrigen Feldzuges für sie. Grammont benutzte es, und um zu zeigen, dass er bey seinem Angriffe auf die Kasse des Grafen nur das Recht der Wiedervergeltung habe ausuben, und sich für seinen Verlust in Lyon entschädigen wollen, fing er jetzt an, von seinem Gelde den edelmüthigen Gebrauch zu machen, den er auch in der Folge immer vom Reichthum gemacht hat. Er suchte die Unglücklichen gellissentlich auf; die Offiziere, die im Kriege ihr Gepäcke, oder im Spiele ihr Geld verloren hatten; die Soldaten, die in den Laufgräben verstümmelt worden waren; jedermann, mit einem Worte, erfuhr seine Freygebigkeit; aber die gute Art, mit der er schenkte, war noch mehr werth als die Geschenke selbst. Wer den Ruhm auf diesem Wege sucht, macht überall sein Glück. Alle Soldaten kannten und vergötterten ihn. Die

Generale fanden ihn bey allen Vorfällen, wo es etwas zu thun gab, und suchten ihn bey andern Gelegenheiten auf. Sobald er sah, dass sich das Glück für ihn erklärte, war seine erste Sorge, den Grafen Cameran zu entschädigen, indem er ihn an allen guten Partien Antheil nehmen liess.

Die unerschöpfliche Fülle seiner Laune und Munterkeit gab allen seinen Reden und Handlungen einen neuen Anstrich. Ich weiss nicht, bey welcher Gelegenheit Turenne, gegen das Ende der Belagerung, ein einzelnes Corps anzuführen hatte. Grammont besuchte ihn in seinem neuen Hauptquartier, und fand funfzehn bis zwanzig Offiziere bey ihm. Türenne war ein Freund der Fröhlichkeit, und die blosse Gegenwart des Chevaliers belebte alle Gemüther. Der General freute sich über seinen Besuch, und wollte ihm aus Erkenntlichkeit ein Spiel machen. Der Chevalier dankte ihm und sagte: er habe von seinem Informator gelernt, dass, wenn man zu seinen Freunden ginge, es nicht klug wäre, sein Geld bey ihnen zu lassen, und auch

nicht höflich, ihnen das ihrige abzunehmen. In der That, versetzte der General, der Chevalier mochte bey uns weder hohes Spiel, noch viel Geld finden, aber damit er doch sagen kann, dass er bey uns gespielt habe, so mag jeder ein Pferd setzen.

Grammont willigte ein. Das Glück lachte ihm auch hier, wo er nicht auf seinen Beystand gerechnet hatte, und er gewann funfzehn oder sechszehn Pferde unter Lachen und Scherz. Aber nicht alle waren zum Lachen gestimmt; und da er auf einigen Gesichtern Verlegenheit über ihren Verlust las, sagte er: Meine Herren, es sollte mir sehr leid thun, wenn Sie zu Fuss zurückkehren sollten. Haben Sie die Güte, mir Ihre Pferde morgen zu schicken, eines ausgenommen, das ich als Kartengeld lege. Der Kammerdiener hielt diess für Scherz. Es ist mein Ernst, sagte der Chevalier; ich gebe Ihnen ein Pferd als Kartengeld, ja, Sie mögen sich selbst eines aussuchen, nur das meinige nicht. — Auf meine Ehre, sagte der General, das ist allerliebst. Zuverlässig ist diess

das erstemal, dass ein Pferd als Kartengeld liegt!

Trin ergab sich endlich, und der Baron von Batteville, welcher diese Festung lange Zeit und mit grossem Muthe vertheidigt hatte, erhielt eine ehrenvolle Capitulation. Ich weiss nicht ob der Chevalier Grammont an der Einnahme dieser Stadt Antheil gehabt hat, aber so viel ist gewiss, dass unter einer glorreichern Regierung und glücklichern Waffen, sein Muth und seine Geschicklichkeit einige Festungen unter den Augen seines Herrn erobern half. Die Folge dieser Denkwürdigkeiten wird hierüber Nachricht ertheilen.

IV.

Der Ruhm der Waffen ist höchstens nur die Hälfte des Glanzes, der den Helden umgiebt. Die Liebe muss die letzte Hand anlegen: in den Arbeiten und Gefahren, zu denen sie anspornt, in den glorreichen Erfolgen, mit denen sie krönt, tritt der Charakter stärker hervor. Die Belege zu dieser Maxime

finden sich nicht nur in den Romanen, sondern auch in der wirklichen Geschichte der berühmtesten Krieger und der glorreichsten Eroberer.

Weder der Chevalier Grammont, noch Matta, dachten an diese Beyspiele: aber sie fanden doch, dass es nicht übel wäre, sich von den Mühseligkeiten der Belagerung von Trin zu erholen, und eine neue Belagerung auf Kosten der Männer und Schönen von Turin zu beginnen. Da der Feldzug frühzeitig geendigt hatte, so glaubten sie noch Zeit genug zu einigen Unternehmungen zu haben, ehe das Ende der guten Jahreszeit sie zur Rückkehr über die Gebirge nöthigte.

Beyde machten sich also auf den Weg, ohngefähr wie Amadis oder Don Galaor, nach ihrer Aufnahme in den Orden der irrenden Ritter, thaten, um auf Abentheuer auszuziehn, und Minne, Schlachten und Zauberer aufzusuchen. Sie mochten immer jenes Brüderpaar aufwiegen: denn wenn sie auch keine Hünen spalten, Harnische

zerschmettern, und liebliche Jungfrauen auf ihr Ross nahmen, ohne mit ihnen zu kosen, so verstanden sie dafür zu spielen, wovon die wackern Paladine kein Wort verstanden.

Bey ihrer Ankunft in Turin wurden sie am Hofe auf das freundschaftlichste aufgenommen, und ausgezeichnet. Wie hätte das fehlen können? Sie waren jung, wohlgebildet, geistreich und bis zur Verschwendung freygebig. Mit solchen Vorzügen macht man sein Glück in jedem Lande der Welt. Turin war damals das Land der Liebe und Galanterie, und zwey Fremde von ihrem Ansehn, die nicht gern Langeweile haben mochten, waren hier nicht in Gefahr, den Damen am Hofe welche zu machen.

Die Männer in Turin besassen, bey grosser körperlicher Schönheit, die Gabe zu gefallen nur in einem geringen Grade. Sie waren voll Ehrerbietung gegen ihre Frauen, und voll Achtung gegen die Fremden: aber ihre Frauen, die noch weit schöner waren als sie, hatten wenigstens eben so viele

Achtung gegen die Fremden, und gegen ihre Manner nur sehr wenige.

Die Herzogin von Savoyen, die würdige Tochter Heinrich des Vierten, verlieh ihr an kleinen Hofe alle nur möglichen Annehmlichkeiten. In allem was dem zweyten Geschlechte zukommt, hatte sie die Tugenden ihres Vaters geerbt, und in dem, was man die Schwachheit edler Seelen nennt, waren Ihre königliche Hoheit nicht ausgeartet.

Ihr erster Minister war der Graf Tanes. Die Staatsgeschäfte waren während seines Ministeriums nicht schwer zu führen. Niemand klagte über ihn, und auch in ihren übrigen Angelegenheiten schien die Herzogin mit seinen Talenten zufrieden zu seyn; und da sie wünschte, dass ihr Hofstaat es auch wäre, so lebte man hier ziemlich nach den Sitten und Gebräuchen der alten Ritterzeit.

Eine jede Dame hatte einen verpflichteten Liebhaber, ohne die freywilligen, deren Anzahl nicht bestimmt war. Die erklärten Ritter trugen die Farben ihrer Geliebten, ihre Wappen und bisweilen ihre Nahmen. Sie

waren verpflichtet, öffentlich nicht von ihrer Seite zu weichen, und insgeheim ihnen nie nahzukommen; ihnen überall als Stallmeister zu dienen, und beym Caroussel ihre Lanzen, ihre Satteldecken und ihre Kleider mit dem Zeichen und Farben ihrer Dulcineen zu schmücken.

Matta war gerade kein Feind der Galanterie; aber etwas einfacher wäre sie ihm lieber gewesen. In ihren gewöhnlichen Formen gab sie ihm keinen Anstoss; aber die Verehrung und Ceremonien, die man hier von einem Liebhaber zu fodern schien, kamen ihm vor wie eine Art von Abgötterey, und das mifsfiel ihm. Da er aber einmal in diesem Punkte sein Betragen der Einsicht des Chevaliers unterworfen hatte, so musste er seinem Beyspiele folgen, und sich nach der Sitte des Landes richten.

Beyde traten also zu gleicher Zeit in den Dienst von zwey Schonen, und die vorigen Cicisbeen machten ihnen aus Höflichkeit Platz. **Grammont** wählte sich Fräulein von **Saint-Germain**, und rieth Matta seine

Dienste der Frau von Senantes anzubieten. Matta liess sich diesen Vorschlag gefallen, ob ihm schon die andre lieber gewesen wäre. Aber da ihm der Chevalier bewies, dass sich Frau von Senantes besser für ihn schicke, und er ehedem in ihren gemeinschaftlichen Planen bey den Einsichten seines Freundes sehr gut gefahren war, so folgte er seinem Unterricht in der Liebe, wie er seinen Rath beym Spiele befolgt hatte.

Fräulein von Saint-Germain stand in dem ersten Lenze ihrer Jahre. Sie hatte kleine, aber funkelnde und sehr lebhafte Augen, so schwarz wie ihr Haar. Ihre Farbe war frisch, aber nicht von blendender Weisse; ihr Mund angenehm gebildet, ihr Busen so schön, wie man ihn wünschen kann, und ihr Wuchs ausnehmend zierlich. Sie hatte ausserdem schöne Zähne, wohlgebildete Arme, und eine ganz besondere Zierlichkeit in den Ellenbogen, die ihr von keinem grossen Nutzen war. Ihre Hände waren ziemlich gross und nicht sonderlich weiss. Auch waren ihre Füsse nicht die kleinsten, aber gut gebildet. Alles

das liess sie gehn, wie es Gott gefiel, und wendete keine Kunst an, um die Gaben der Natur geltend zu machen: aber bey aller dieser Gleichgültigkeit gegen ihre Reize hatte ihre ganze Gestalt etwas so anziehendes, dass der Chevalier Grammont sogleich davon gefesselt ward. Ihr Geist und ihre Laune stimmten vollkommen zu dem übrigen. Alles war natürlich und alles war anmuthig. Sie vereinigte Frohsinn, Lebhaftigkeit, Gefälligkeit und feines Betragen. Alles floss bey ihr von der Quelle; alles war harmonisch und einstimmig.

Die Marquise von Senantes galt für blond: sie hätte aber eben so gut für rothköpfig gelten mögen; doch wollte sie sich lieber nach dem Geschmack ihres Zeitalters, als nach dem Alterthum richten. Sie besass alle körperliche Schönheiten und Vorzuge, die mit rothen Haaren verbunden zu seyn pflegen, ohne das widrige davon. Und was bey diesen Reizen etwa überflussig scheinen konnte, wusste sie durch eine ununterbrochne Aufmerksamkeit wegzuschaffen. Und ist es

nicht gleichgültig, ob die Reinlichkeit eines schönen Körpers ein Werk der Natur oder der Kunst ist? Wer wird es so genau nehmen wollen? Sie hatte ausserdem viel Geist, und viel Gedächtniss, noch mehr Belesenheit, und einen noch weit grössern Hang zu zärtlichen Abentheuern.

Ihren Gemahl hätte die Tugend selbst nicht verschont. Er wollte sich das Ansehn eines Stoikers geben, und um seiner Sekte Ehre zu machen, suchte er einen Ruhm in der Unreinlichkeit. Diess gelang ihm vollkommen; denn er war gewaltig dick und schwitzte im Winter wie im Sommer.

Unter seinen Talenten schien er Gelehrsamkeit und Brutalität am meisten zu schätzen. In seiner Unterhaltung zeigten sich beyde, bald vereint, bald abwechselnd, aber immer zur Unzeit. Er war nicht eifersüchtig, aber doch lästig. Er verlangte Aufmerksamkeiten für seine Frau, aber mit der Bedingung, dass man noch mehr Aufmerksamkeit für ihn habe.

Sobald sich unsre Abentheurer erklärt hat-

ten, nahm der Chevalier Grammont die grüne Farbe, und staffirte Matta mit blau aus; denn diese Farben hatten sie von ihren neuen Gebieterinnen erhalten. Sie traten ihren Dienst unverzüglich an. Grammont lernte die Gebräuche der piemontesischen Galanterie mit einer Schnelligkeit, und übte sie mit einer Leichtigkeit aus, als ob er nie etwas andres getrieben hätte. Matta vergass gewöhnlich die eine Hälfte, und beobachtete die andere so nachlässig als möglich. Es wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, dass er nichts weiter zu thun habe, als den Ruhm seiner Gebieterin aus Kräften zu befördern.

Es traf sich gerade, dass die Herzogin von Savoyen den andern Tag ein Fest auf dem Jagdhause gab. Alle Damen waren dabey. Der Chevalier Grammont unterhielt seine Geliebte mit einer Menge lustiger Einfälle und kurzweiliger Geschichten, so dass sie nicht aufhören konnte zu lachen. Matta führte die seinige an ihren Wagen und drückte ihr die Hand; und bey der Rückkehr von der Spazierfahrt bat er sie, sich seiner

Leiden zu erbarmen. Das war etwas rasch. Frau von Senantes war nicht eben grausamer als andre Weiber; aber ein so leichtsinniges Benehmen musste sie beleidigen. Sie glaubte einige Empfindlichkeit zeigen zu müssen. Sie zog also ihre Hand zurück, die er ihr bey dieser Erklärung noch feuriger drückte, und ging zur Herzogin hinauf, ohne den stürmischen Liebhaber anzusehn. Diesem fiel es nicht einmal ein, dass er sie beleidiget haben könnte, sondern liess sie gehn, und suchte sich in der Stadt eine Gesellschaft zum Abendessen. Für einen Menschen von seinem Charakter war diess keine schwere Aufgabe. Er fand bald was er suchte; und um sich von den Lasten der Liebe zu erholen, blieb er bis spät in die Nacht bey Tisch, und legte sich sehr zufrieden mit seinem Tagwerk zu Bette.

Unterdessen erfüllte der Chevalier Grammont seine Pflichten bey Fräulein von Saint-Germain mit der grössten Pünktlichkeit; und ohne sie einen Augenblick zu vernachlässigen, fand er Gelegenheit, unter-

wegs durch tausend kleine Erzählungen zu glänzen, die er in das allgemeine Gespräch verflocht.

Die Herzogin hörte mit Vergnügen zu, und auch die verlassne Senantes schenkte ihm ihre Aufmerksamkeit. Als er diess bemerkte, verliess er seine Geliebte, um Frau von Senantes zu fragen, was sie mit Matta gemacht hätte? „Ich? antwortete sie: nichts in der Welt. Aber ich weiss nicht, was er aus mir gemacht hätte, wenn ich seine ganz ergebene Vorschläge gefällig hätte annehmen wollen:" und nun erzählte sie, wie sich sein Freund am zweyten Tag ihrer Bekanntschaft gegen sie benommen habe.

Der Chevalier Grammont konnte sich des Lachens nicht enthalten. Er antwortete, sein Freund sey etwas naif; aber in der Folge würde sie besser mit ihm zufrieden seyn; und um sie zu trösten, setzte er die Versicherung hinzu, dass, wenn die Herzogin selbst an ihrer Stelle gewesen wäre, er nicht anders gesprochen haben würde; doch würde er

nicht unterlassen, ihm darüber den Kopf zu waschen.

Am andern Morgen ging er in dieser Absicht auf Matta's Zimmer; aber dieser war schon mit Tagesanbruch zu einer Jagdpartie gegangen, wozu ihn seine Abendgesellschaft eingeladen hatte.

Bey seiner Rückkehr nahm er zwey Rebhüner, die er geschossen hatte, und trug sie zu seiner Gebieterin. Man fragte ihn, ob er zu dem Herrn Marquis wollte; und da er die Frage verneinte, sagte ihm der Schweizer, die gnädige Frau sey nicht zu Hause. Matta liess seine zwey Rebhuner zurück, und bat den Schweizer, sie der gnädigen Frau in seinem Nahmen zu überreichen.

Frau von Senantes sass an ihrem Nachttische und coeffirte sich mit der grössten Sorgfalt für Matta, dem man unterdessen die Thüre wies. Sie wusste nichts von dieser Maassregel, aber ihrem Herrn Gemahl war sie sehr gut bekannt. Er hatte es nemlich sehr hoch empfunden, dass der erste Besuch nicht ihm galt; und weil er durchaus seiner Frau

nicht den Rang lassen wollte, hatte er dem Schweizer deshalb Befehl gegeben, der für das angenommene Geschenk beynahe mit Prügeln belohnt worden wäre. Die Rebhuner wurden auf der Stelle zurückgeschickt, und Matta, ohne nach der Ursache zu fragen, war eben nicht böse darüber. Er ging hierauf an Hof, ohne sich umzukleiden; denn dass er mit den Farben seiner Damen erscheinen musse, war ihm nicht eingefallen. Er fand sie in vollem Anzug, mit strahlenden Blicken und überhaupt sehr reizend. In diesem Augenblick wunschte er sich zu seiner Nachgiebigkeit gegen Grammont Glück; aber er bemerkte, dass sie ihm mit ziemlichem Kaltsinn empfing. Nach allem dem, was er für sie gethan hatte, kam ihm dieses Betragen höchst sonderbar vor; und da er sich einbildete, sie musste seine Höflichkeiten gar nicht erfahren haben, fing er an, sie davon zu unterhalten, und ihr Vorwürfe zu machen, dass sie ihm seine Rebhuner so kaltsinnig zurückgeschickt hatte.

Sie verstand ihn nicht. Da ihr Gram-

mont versprochen hatte, ihm den Text zu lesen, so hatte sie erwartet, dass er sich vor ihr demuthigen würde, und nun that er gerade das Gegentheil. Voll Empfindlichkeit sagte sie ihm, er musste wohl überall sehr gutmüthige Personen angetroffen haben, um hier einen Ton anzunehmen, an den man in ihrem Lande ganz und gar nicht gewöhnt wäre. Matta nahm sich die Freyheit zu fragen, worinn denn sein Ton so neu wäre? Worinn? antwortete sie. Den zweyten Tag, wo Sie mich mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, behandeln Sie mich gerade so, als ob ich schon seit tausend Jahren zu ihren Diensten wäre. Ich reiche Ihnen zum erstenmale die Hand, und sie drücken sie, dass ich schreyen möchte. Nach diesem Vorspiel setze ich mich in den Wagen, Sie sich aufs Pferd. Aber statt, wie die andern, am Schlag zu bleiben, springt kein Hase auf, den sie nicht verfolgen; die übrige Zeit der Spatzierfahrt unterhalten Sie sich mit ihrer Tobacksdose, ohne an mich zu denken: und erst beym Zurückfahren erinnern Sie sich meiner, um

mir in anständigen, aber sehr verständlichen Ausdrucken, eine schlechte Handlung anzusinnen. Heute reden Sie von einer Jagd, von Rebhühnern, einem Besuch, den Sie wahrscheinlich so wie alles übrige geträumt haben mögen.

Der Chevalier Grammont kam hier gerade dazu. Matta wurde für seine Zudringlichkeit ausgescholten, und ihm bewiesen, dass sie weniger Zutrauen als Insolenz verriethen. Matta entschuldigte sich so gut er konnte; aber immer herzlich schlecht; und Frau von Senantes, die Mitleiden mit ihm hatte, wollte doch lieber seine Entschuldigungen über die Form, als seine Reue über die Sache selbst haben, und sagte ihm, dass nur die strengste Aufmerksamkeit solche Fehltritte rechtfertigen oder verdammen könnte. Man verzeiht vielleicht eine Kühnheit, setzte sie hinzu, die eine Folge der Leidenschaft ist; aber nie einen Frevel, der aus der Hoffnung eines leichten Sieges entspringt. Matta schwur, „dass er ihr die Hand aus Uebermaass der Liebe gedrückt, und ihr Mitleiden

im Drange seiner Noth angefleht habe; dass er nicht die Gabe besässe, die Gunst einer Dame zu erbetteln; dass er sie nach monatlichem Dienste seiner Liebe nicht würdiger finden konnte, als in diesem Augenblicke, und dass er sie inständig bäte, seiner bey vorkommenden Gelegenheiten eingedenk zu seyn." Frau von Senantes hörte diese Entschuldigungen an, ohne böse zu werden. Sie sah, dass man bey einem Mann von seinem Charakter mit den Formalitäten des strengen Wohlstandes so genau nicht nehmen müsste; und der Chevalier Grammont entfernte sich nach dieser Versöhnung, um seinen Dienst bey Fräulein von Saint-Germain fortzusetzen.

Es war indess nicht blos sein gutes Gemüth, was ihn für Matta's Sache interessirte. Im Gegentheil, er hatte bemerkt, dass Frau von Senantes einige Neigung gegen ihn zeigte, und glaubte diese Gelegenheit einer leichtern Eroberung benutzen zu müssen, um nicht alle seine Zeit zu verlieren,

wenn er etwa bey der kleinen Saint-Germain nicht zum Ziele gelangen sollte.

Um indess den Schein der Ueberlegenheit zu behaupten, die er sich über das Betragen seines Freundes angemaasst hatte, setzte er ihn noch denselben Abend zur Rede, dass er es habe wagen können, sich in Jagdkleidern und ohne die Farben seiner Geliebten am Hofe zu zeigen: dass er nicht so viel Verstand, oder so viel Klugheit gehabt hätte, statt nach der Frau vom Hause zu fragen, den ersten Besuch bey dem Mann zu machen; und zum Schluss fragte er ihn, wie er sich habe einfallen lassen können, ihr zwey erbärmliche rothe Rebhüner zu schenken? — „Und warum nicht? antwortete Matta; sollten sie etwa auch blau seyn, weil du mir eine blaue Cocarde und ein blaues Degenband aufgeschwatzt hast? Bleibe mit diesen Armseligkeiten zu Hause, mein armer Freund. Denn ich will mich dem Teufel ergeben, wenn du nicht in vierzehn Tagen eben so albern bist, als alle die Gimpel von Turin. Um aber auf deine Fragen zu

antworten, so wisse, ich habe den Mann der Frau von Senantes nicht besucht, weil ich nichts mit ihm zu thun haben will, und weil er ein roher Gesell ist, der mir missfällt und zeitlebens missfallen wird. Bey dir ist es ein ander Ding. Du thust dir etwas auf deine grune Livree zu gute: schreibst Briefchen an deine Gebieterin, steckst die Taschen voll Citronat, Pistazien und andere Schnurrpfeifereyen, um das arme Mädchen damit zu kirren, es mag wollen oder nicht. Du glaubst den Vogel im Nest zu fangen, wenn du ihr ein Liedchen aus den Zeiten der Corisanden und Heinrich des Vierten singst, und ihr dann schwörst, es auf sie gemacht zu haben. Du findest dein Glück in der Ausubung des Ceremoniels der Galanterie, ohne nach der Hauptsache zu fragen. Meinethalben. Aber jeder hat seine eigne Art zu handeln, so wie seinen eignen Geschmack. Der deinige ist, in der Liebe zu tändeln, und wenn du die Saint-Germain zum Lachen bringen kannst, so bist du zu-

frieden und verlangst weiter nichts. Ich für meine Person bin überzeugt, dass sie nicht böse werden, wenn man bisweilen aus Scherz Ernst macht. Ist diess bey Frau von Senantes nicht der Fall, so mag sie sich anderwärts versorgen; denn sie kann sich darauf verlassen, dass ich nicht die geringste Lust habe, die Rolle eines gehorsamen Dieners lange fortzusetzen."

Diese Drohung war ganz unnütz. Frau von Senantes fand ihn nach ihrem Geschmacke, dachte ohngefähr eben so, wie er, und wünschte nichts mehr, als ihre Denkungsart beweisen zu können. Aber Matta benahm sich ganz verkehrt. Seine Abneigung gegen ihren Mann war so unüberwindlich, dass er sich durchaus nicht zu dem geringsten Opfer entschliessen konnte, um ihn mit sich auszusöhnen. Man gab ihm zu verstehn, dass wenn er den Schatz haben wollte, er vor allen Dingen den Drachen einschläfern müsste; aber das wollte er nun einmal nicht, ob er gleich Frau von Senantes nur öffentlich in Gesellschaft sehen konnte. Voll

Unmuths über dieses Verhältniss, brach er eines Tages in Klagen gegen sie aus: „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mich wissen zu lassen, wo Sie wohnen. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht wenigstens dreymal an Ihrer Thüre nachfrage, und noch ist es mir nicht gelungen, Sie zu finden.“ Und doch schlafe ich gewöhnlich zu Hause, sagte sie lächelnd. Aber ich sage Ihnen zum voraus, dass Sie mich nie finden werden, wenn Sie nicht erst Herrn von Senantes besuchen. Es steht nicht in meiner Gewalt, diess abzuändern. Ich behaupte nicht, fuhr sie fort, dass er ein Mann ist, den man zu einem angenehmen Umgange wählt; im Gegentheil ich will gern zugestehn, dass sein Humor höchst sonderbar, und sein Betragen nicht sehr gefällig ist. Aber niemand ist so widerwärtig, dass man ihn nicht durch etwas Aufmerksamkeit und Gefälligkeit gewinnen könnte. Ich muss Ihnen einige Verse sagen, die hierauf passen. Ich habe sie mir gemerkt, weil sie einen kleinen Rath enthalten, von dem Sie nach Gutdunken Gebrauch machen können:

Befreundet euch mit diesen klugen Lehren,
Und prägt sie tief in eure Herzen ein:
Im Reich der Liebe lohnen sie mit Ehren,
Und können Glück und frohen Sieg verleihn:
Wo nicht, doch wenigstens den Ruf davon
bescheeren.

Mit Kleidern und Carossen und Livreyn
Versetzt euch wohl; mit kühnen Prahlereyn,
Und Schwuren auch, die Herzen zu bethoren,
Befreundet euch.

Der alten Sippschaft Grillen zu zerstreun,
Sorgt für Historchen lustig anzuhören;
Die Diener schläfert mit Geschenken ein:
Doch mit dem Mann — soll er das Fest
nicht stören,
Mag er im übrigen ein Bär, ein Popanz seyn,
Befreundet euch.

Auf meine Ehre, gnädige Frau, hub Matta an, das Rondeau mag sagen was es will, es ist unmöglich: der Mann ist gar zu abgeschmackt. Was für verdammte Umstände! fuhr er fort. Wie? hier zu Lande kann man eine Frau nicht sehn, ohne in ihren Mann verliebt zu seyn?

Frau von Senantes fand diese Antwort

beleidigend. Sie meynte, genug gethan zu haben, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, wenn er es verdiente, und glaubte also, sich alle weitern Erklärungen ersparen zu können, da er sich nicht einmal in einer solchen Kleinigkeit einigen Zwang anthun wollte. Von diesem Augenblicke an gab sie ihn auf.

Ohngefähr um die nämliche Zeit gab auch der Chevalier Grammont seiner Geliebten den Abschied. Sein Eifer für sie war ganz erkaltet. Nicht als ob Fräulein von Saint-Germain seiner Treue minder würdig gewesen wäre; ihre Schönheit schien vielmehr sichtbarlich zuzunehmen. Sie legte sich des Abends mit tausend Reizen nieder, und stand am Morgen immer mit etwas neuem auf; so dass der Ausdruck, schöner und reizender zu werden, nur für sie erfunden zu seyn schien. Der Chevalier Grammont konnte diess nicht läugnen, aber er fand dabey seine Rechnung nicht. Etwas weniger Vorzuge, und etwas weniger Zurückhaltung wäre ihm lieber gewesen. Er sah wohl, dass sie ihn

mit Vergnügen anhörte, seine Erzählungen belachte, seine Briefchen und seine Geschenke ohne Bedenken annahm: aber weiter war sie nicht zu bringen. Alle seine Künste halfen ihm hier nichts. Er hatte sie von allen Seiten bestürmt, aber niemals gelang es ihm, ihr den Kopf zu verdrehen. Ihre Kammerfrau war gewonnen: ihre Verwandten waren über seine Einfälle und seine feine Aufmerksamkeit entzückt und niemals vergnügter als wenn er bey ihnen war: mit einem Worte, er hatte die Regeln des Rondeau in Anwendung gebracht, und es fehlte nichts, um die kleine Saint-Germain in seinen Schlingen zu fangen, als dass sich die kleine Saint-Germain selbst hätte fangen wollen; aber dazu war sie nicht zu bewegen. Umsonst wiederhohlte er, dass ihr die Gunst, um die er flehte, nichts kosten würde: dass solche Schätze selten unter dem Heirathsgute eines Mädchens begriffen wären, und dass sie nie einen Mann finden würde, der sich ihrer durch eine unverbrüchliche Zärtlichkeit und Bescheidenheit würdiger machte als er.

Er sagte ihr ferner, dass ein Mann nicht die geringste Idee von den Süssigkeiten der Liebe gäbe, und dass man sich nichts verschiedner denken könne, als den Eifer eines immer zärtlichen, immer feurigen, aber immer ehrfurchtsvollen Liebhabers, und die nachlässige Gleichgültigkeit eines Gemahls.

Fräulein von Saint-Germain wollte die Sache nicht ernsthaft nehmen, um nicht böse werden zu müssen, und antwortete ihm: es wäre in ihrem Lande so ziemlich der Gebrauch zu heirathen; sie würde sich also ebenfalls darein fügen, ohne vorher diese feinen Distinktionen zu studieren, von denen sie nicht viel begriffe und die sie auch nicht weiter erläutert haben wollte; sie hätte ihn für diesesmal angehört, aber er möchte die Gefälligkeit haben, diesen Ton nicht wieder anzustimmen, sie fände keinen Geschmack an einer solchen Unterhaltung, und ihm würde sie keinen Nutzen bringen. So gern auch Fräulein von Saint-Germain lachte, so wusste sie doch da, wo es nöthig war, eine ernsthafte Miene anzunehmen. Gra-

mont sah wohl, dass es ihr Ernst war; und da er überzeugt war, dass es ihm eine unendliche Zeit kosten würde, ihr andere Gesinnungen einzuflössen, so erkaltete sein Eifer so sehr, dass er jetzt seinen Dienst nur darum noch fortsetzte, um seine neuen Plane auf Frau von Senantes dadurch zu bemänteln.

Er sah, wie sehr diese Prinzessin durch Matta's Betragen beleidigt war. Sein Mangel an Gefälligkeit, der ganz wie Verachtung aussah, erstickte die Stimme der Neigung in ihrer Brust. Der Chevalier gab ihr Recht, beklagte die Verblendung seines Freundes in übertriebenen Ausdrücken, erhob ihre Reize tausendmal über die Reize der kleinen Saint-Germain, und bat für sich um die Gunst; die sein Freund nicht verdienen wolle. Dieser Antrag fand ein geneigtes Gehör; und sobald beyde einig waren, sannen sie auf Mittel, sie, ihren Gemahl, er, seinen Freund zu betrügen. Beydes war nicht schwer. Matta war nicht argwöhnisch: und der dicke Senantes konnte schon nicht mehr ohne den

Chevalier leben, der ihm alle Höflichkeiten erwies, die ihm Matta verweigert hätte. Dies war etwas mehr als man von ihm verlangte; denn sobald der Chevalier einen Besuch bey Frau von Senantes machte, fand sich Herr von Senantes aus Höflichkeit auch ein, und er hätte sie um alles in der Welt willen nicht allein gelassen, aus Besorgniss, sie möchten ohne ihn Langeweile haben.

Matta ahndete nichts von seiner Ungnade, und setzte seinen Ritterdienst nach seiner Weise fort. Frau von Senantes hatte mit dem Chevalier die Abrede genommen, dass sie die Sache zum Schein ihren ersten Gang fortgehen lassen wollten, und so glaubte der Hof noch immer, dass Frau von Senantes an niemanden dächte als an Matta, während dass sein Freund nichts im Sinne hätte, als das Fräulein von Saint-Germain.

Man stellte von Zeit zu Zeit kleine Lotterien von Nippes und Kostbarkeiten an. Der Chevalier Grammont setzte jedesmal, und gewann von Zeit zu Zeit, und unter dem

Vorwande, bald diesen, bald jenen Gewinnst gemacht zu haben, kaufte er tausend Dinge, die er unvorsichtiger Weise der Frau von Senantes schenkte, und die Frau von Senantes noch unvorsichtiger annahm. Nur selten fiel etwas für die kleine Saint-Germain ab. Ohrenbläser gibt es überall. Es fanden sich Leute, die Bemerkungen machten, und diese Leute theilten ihre Bemerkungen dem Fräulein von Saint-Germain mit. Sie stellte sich, als ob sie darüber lachte, aber im Herzen verdross es sie doch. Nichts ist gewöhnlicher bey den Weibern, als dass eine der andern den Vortheil missgönnt, den sie selber verschmäht: und es war daher sehr natürlich, dass Fräulein von Saint-Germain nicht sonderlich auf Frau von Senantes zu sprechen war. Auf der andern Seite fragte man Matta, ob er nicht gross genug wäre, der Frau von Senantes seine Geschenke selbst zu überreichen, statt sie ihr durch den Chevalier Grammont zu schicken. Diese Fragen machten ihn aufmerksam; denn er hätte nie etwas bemerkt,

Auch jetzt hatte er nur eine leise Ahndung; und um sich Licht zu verschaffen, sagte er eines Tages zu seinem Freunde: „Das muss man gestehn, die hiesige Art zu lieben ist ganz neu. Man dient ohne Sold: man macht dem Mann die Cour, wenn man in die Frau verliebt ist, und bringt der Geliebten eines andern Geschenke, um sich bey der seinigen in Gunst zu setzen. Frau von Senantes ist dir ausnehmend verbunden....." „Du selbst musst mir verbunden seyn, antwortete der Chevalier, denn es geschieht auf deine Rechnung. Musst' ich mich nicht schämen zu sehen, dass du ihr nie das geringste kleine Geschenk machtest? Und glaubst du wohl, dass man es hier am Hofe nicht sowohl deiner Gedankenlosigkeit als einem elenden Geize zuschreibt, dass du nicht den Muth hast, deiner Geliebten eine Kleinigkeit zu geben? Schäme dich! Es ist in der That zum Lachen, dass man immer für dich denken muss."

Matta liess sich ausschmälen, und dabey blieb es, denn er fühlte wohl, dass er es ein wenig verdient hatte, und war auch

überhaupt weder misstrauisch noch verliebt genug, um weiter über die Sache nachzudenken. Da aber jetzt die Plane des Chevaliers foderten, dass Matta mit Herrn von Senantes Bekanntschaft machte, so wurde ihm so lange zugesetzt, sich von seinem Freunde vorstellen zu lassen, bis er endlich seine Einwilligung gab. Frau von Senantes dankte ihm für diese ausserordentliche Gefälligkeit, that aber ins Geheim ein Gelubde, sie ihm nicht weiter in Rechnung zu bringen. Ihr Gemahl sah sich nun nach langer Erwartung über seine Ansprüche beruhigt, und lud die beyden Freunde noch auf denselben Abend in ein kleines Landhaus ein, das am Ufer des Flusses, zwey Schritte von der Stadt entfernt lag.

Der Chevalier Grammont nahm die Einladung in beyder Nahmen an. Ein gutes Abendessen war das einzige Anerbieten, was Matta von Senantes nicht ausschlug. Er sagte es zu, und der gefällige Mann kam zur bestimmten Stunde, um die beyden Freunde abzuholen, traf aber Matta allein zu Hause.

Grammont hatte sich absichtlich zum Spiele gesetzt, um sie allein fahren zu lassen; und da Matta, aus Furcht mit Herrn von Senantes unter vier Augen zu seyn, auf ihn warten wollte, liess der Chevalier ihn bitten, voraus zu gehen; er würde sogleich nachkommen, wenn sein Spiel geendigt wäre. So war also der arme Matta genöthigt, sich mit einem Manne auf den Weg zu machen, der ihm von ganzem Herzen zuwider war. Es war auch gar nicht Grammonts Absicht, ihn sobald aus der Verlegenheit zu ziehn. Denn kaum wusste er, dass sie fort waren, als er unter dem Vorwande, den Marquis abzuholen, zur Frau von Senantes eilte.

Die Verrätherey war im besten Gange. Frau von Senantes unterstützte sie ohne Bedenken, da sie in ihrem Gewissen überzeugt war, dass Matta's Gleichgültigkeit keines bessern Lohnes werth sey. Sie erwartete also den Chevalier mit den günstigsten Gesinnungen, um so mehr, da sie ihn schon lange erwartete; und sie war neugierig auf den Erfolg eines Besuchs unter vier Augen,

von dem ihr Mann nicht Zeuge wäre. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass diese erste Gelegenheit nicht unbenutzt geblieben wäre, wenn nicht ganz unerwarteter Weise Fräulein von Saint-Germain fast in demselben Augenblicke hereingetreten wäre, wo der Erwartete erschien.

Sie war an diesem Tage schöner und munterer, als sie in ihrem Leben gewesen war; dennoch fand man sie gewaltig hässlich und gewaltig langweilig. Sie bemerkte, dass sie zur Last war; und, um doch nicht umsonst verwünscht zu werden, trieb sie erst eine gute halbe Stunde ihr Spiel mit dem ungeduldigen Paar, und legte endlich gar, nach tausenderley unzeitigen Possen, ihren Schleyer und ihre Scherpe ab, als ob sie sich hier für den übrigen Tag häuslich niederlassen wollte. Der Chevalier verwünschte sie in seinem Herzen, während sie nicht aufhörte, ihm über seine schlechte Laune in so guter Gesellschaft den Krieg zu machen; und Frau von Senantes, die sich eben nicht besser in ihrer Gewalt hatte, sagte ganz trocken, sie fahre

zur Herzogin. So werde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, antwortete Fräulein von Saint-Germain, wenn es Ihnen nicht zuwider ist. Die Antwort auf diesen Antrag fiel ziemlich kurz aus; und da der Chevalier sah, dass ihm eine Verlängerung seines Besuchs nichts helfen würde, empfahl er sich den beyden Schönen und ging in sehr übler Laune weg.

Sobald er aus dem Hause war, schickte er einen seiner Leute an Herrn von Senantes mit der Bitte ab, sich mit seiner Gesellschaft zu Tisch zu setzen, ohne auf ihn zu warten, weil sich seine Partie in die Länge zöge; er würde aber noch vor Ende der Mahlzeit die Ehre haben bey ihm zu seyn. Dann liess er an der Thüre der Frau von Senantes auflauern, in der Hofnung, dass ihr unendlicher Besuch früher weggehn würde. Aber umsonst. Denn nach einer Stunde voll Ungedult und Unruhe kam der Spion mit der Nachricht zurück, dass beyde Damen zusammen weggegangen wären. Er sah nun wohl, dass er bey so vielen widrigen Umständen

diesen Tag verloren gehen müsse, und that also für diessmal Verzicht auf die gnädige Frau, um den gnädigen Herrn aufzusuchen.

Während dieser Vorfälle in der Stadt, ergötzte sich Matta auf dem Lande eben auch nicht sehr. Denn da er einmal gegen seinen gnädigen Wirth eingenommen war, so missfiel ihm alles, was sein gnädiger Wirth sagte, und er verwünschte in seinem Herzen den Chevalier, der an diesem *tête-à-tête* Schuld war. Und als er endlich gar sah, dass er sich ohne einen dritten Mann zu Tisch setzen müsse, war er im Begriff davon zu laufen.

Sein Wirth hatte indess eine löbliche Eigenschaft; er verstand sich auf eine gute Tafel, und hatte den besten Wein und den geschicktesten Koch in ganz Piemont. Schon der Anblick des ersten Gerichts besänftigte Matta's Unwillen; er ass viel und tapfer, ohne auf Senantes zu achten, und schmeichelte sich mit der Hofnung, die Mahlzeit zu endigen, ohne etwas mit ihm zu thun zu haben. Aber er täuschte sich.

Zu der Zeit als der Chevalier Grammont Herrn von Senantes mit Matta aussöhnen wollte, hatte er ihm ein sehr vortheilhaftes Bild von seinem Freunde entworfen, um ihm zu einer nähern Bekanntschaft Lust zu machen; und unter mehrern Eigenschaften, mit denen er ihn ausstattete, war auch die, dass er einer der grössten Gelehrten in Europa wäre. Er kannte seinen Mann. Herr von Senantes war selbst gelehrt, und die Gelehrsamkeit war sein Steckenpferd. Er hatte also vom Anfang der Mahlzeit an irgend einen Zug von Belesenheit von Matta erwartet, um die seinige glänzen zu lassen; aber er hatte sich in seiner Rechnung geirrt. Niemand hatte weniger gelesen, niemand kümmerte sich weniger um Leserey, niemand sprach weniger während der Mahlzeit als Matta. Da er keine Lust hatte, sich auf eine Unterredung einzulassen, so öffnete sich sein Mund nur, um zu kauen, oder um Wein zu fodern.

Ein solches Stillschweigen schien Affectation. Senantes fing an empfindlich zu wer-

den: und da er der unnützen Versuche müde war, seinem Gast über erustere Dinge eine Rede abzugewinnen, fiel ihm ein, das Gespräch auf Liebe und Galanterie zu lenken. Hier hofte er ihm besser beyzukommen; und um diese Materie anzuspinnen, hub er folgendermaassen an:

„Da Sie der Liebhaber meiner Frau sind.... Ich? sagte Matta, der den Bescheidenen spielen wollte; wer Ihnen das gesagt hat, hat gelogen... Zum Henker, erwiederte Senantes; Sie sprechen in einem Tone, der sich nicht geziemt. Denn ich will Ihnen beweisen, trotz Ihres Uebermuths, dass meine Frau Ihre Bewerbungen wenigstens eben so gut verdient, als irgend eine Ihrer Französinnen; und dass wir Leute hier gesehen haben, die wohl so viel werth waren, als Sie, und die sich eine Ehre daraus machten, sie zu bedienen." — „Meinenthalben, erwiederte Matta. Ich will gern glauben, dass Sie es recht sehr verdient; und weil Sie es nicht anders haben wollen, so will ich, Ihnen zu gefallen, ihr Diener und Liebhaber seyn."

„Sie glauben vielleicht, fuhr der andre fort, dass es hier zu Lande so hergeht, wie bey Ihnen, und dass eine Frau sich einen Liebhaber zulegt, um ihn zu beglücken. Da irren Sie sich. — Und wenn auch an unserm Hofe so etwas geschehen sollte, so würde ich doch ganz unbesorgt seyn." — „Das ist sehr wohl gethan, erwiederte Matta: aber worauf gründet sich diese Unbesorgtheit?" — „Das will ich Ihnen sagen, antwortete Senantes. Ich kenne die Zärtlichkeit meiner Frau gegen mich; ich kenne ihre Sittsamkeit gegen jedermann; und was mehr ist, als das alles, ich kenne meine eigenen Verdienste."

Sie haben da sehr schöne Kenntnisse, versetzte Matta; ich trinke auf alle drey. Sie sollen leben, Herr Marquis! — Senantes erwiederte diese Gesundheit; da er aber sah, dass der Faden der Unterhaltung jedesmal abriss, wenn die Gläser ruhten, so beschloss er, nach zwey oder drey gegenseitigen Gesundheiten, einen zweyten Versuch zu machen, und Matta auf seiner stärksten Seite,

nemlich auf der Seite der Gelehrsamkeit, anzugreifen.

Er fragte ihn also um seine Meinung über die Zeit der Niederlassung der Allobrogen in Piemont. Matta, der ihn mit sammt seinen Allobrogen zum Teufel wünschte, antwortete, es müsste das wohl zur Zeit der bürgerlichen Kriege geschehen seyn. — Daran zweifle ich, sagte der andere. — Nach Belieben, antwortete Matta. — Unter welchem Consulat? fuhr Senantes fort... Unter dem der Ligue, als die Guisen die Landsknechte nach Frankreich kommen liessen, versetzte Matta. Aber was zum Teufel liegt daran?

Der Marquis von Senantes war ziemlich hitzig und herzlich grob: Gott weiss also, welche Wendung dieses Gespräch genommen haben würde, wenn nicht gerade der Chevalier Grammont herein getreten wäre, und sie besänftigt hätte. Nur mit Mühe erfuhr er den Gegenstand ihres Streites; aber der eine vergass die unzeitigen Fragen seines Wirthes, der andre die anstössigen Antworten seines Gastes, um dem Chevalier seine

unersättliche Spielwuth vorzuwerfen. Aber da sich Grammont noch schuldiger wusste, als die andern glaubten, nahm er alles mit Gedult hin, und erklärte sich für strafbarer als sie wollten. Diess sohnte sie mit ihm aus. Die Mahlzeit endigte friedlicher, als sie angefangen hatte. Die Gegenwart des Chevaliers stellte die gute Ordnung wieder her; aber, wie sonst, der Unterhaltung Fröhlichkeit einzuhauchen, vermochte er nicht. Seine Laune war nun einmal dahin; und da er immer zum Aufstehn trieb, rieth der Marquis auf grossen Verlust; Matta hingegen auf grossen Gewinn, aber einen unglücklichen Rückzug, weil er es an Vorsicht habe fehlen lassen; zugleich fragte er ihn, ob er etwa den Sergant la Place und seinen Hinterhalt nöthig gehabt habe?

Dieser historische Umstand fand sich nicht in Senantes Büchern, und der Chevalier, dem vor einer Erläuterung bange wurde, schnitt das Gespräch ab und wollte aufstehn; aber Matta wollte nicht. Senantes nahm diese Weigerung sehr gut auf, und sohnte

sich in seinem Herzen mit Matta aus: denn er schrieb diese Gefälligkeit auf seine eigne Rechnung. Diess war ein kleiner Irrthum. Denn es war nicht der Wirth, sondern sein Wein, den Matta nach seinem Geschmack fand.

Grammont unterliess nicht, der Herzogin, die den Charakter des Marquis kannte, eine Beschreibung von diesem Feste und der dabey gepflogenen Unterhaltung zu machen, die sie unendlich belustigte. Sie rief Matta, um aus seinem eignen Munde die Bestätigung zu hören. Dieser gestand, dass, ehe die Rede auf die Allobrogen gekommen, der Herr von Senantes sich mit ihm hätte überwerfen wollen, weil er nicht in seine Frau verliebt sey.

Nachdem übrigens die erste Bekanntschaft auf diese Art angeknüpft worden war, schien sich die Zuneigung, welche Senantes anfänglich gegen Grammont gehegt hatte, ganz auf Matta zu lenken. Täglich war er in seinem Hause, und täglich war Matta bey seiner Frau. So hatte es nun der Che-

valier nicht gemeint. Er bereute es jetzt, ihm sein Betragen verwiesen zu haben, da er sah, dass seine häufigen Besuche alle Maassregeln, die er nahm, vereitelten. Frau von Senantes war in noch grösserer Verlegenheit. Man mag noch so viel Witz und Verstand haben, so kann man unmöglich einer Person gefallen, der man im Wege steht; und wie gern hätte sie jetzt gewisse Schritte, die sie unnützer Weise gethan hatte, zurückthun mögen!

Matta fand jetzt ihre Person sehr anziehend; auch ihren Geist würde er anziehend gefunden haben, wenn sie gewollt hätte; aber es ist unmöglich, gute Laune gegen Leute zu haben, die unsre Plane vereiteln. Während nun Matta's Neigung gegen sie wuchs, sann der Chevalier auf ein Mittel, sein Abentheuer zu dem erwünschten Ziele zu lenken. Hierzu fand er endlich folgendes Stratagem, welches ihm Luft verschafte, und den Mann und den Liebhaber zu gleicher Zeit entfernte.

Eines Tages sagte er zu Matta, sie

könnten nicht länger umhin, den Herrn von Senantes einmal in ihrem Hause zu bewirthen; er wolle die Besorgung des Festes allein auf sich nehmen. Matta fragte, ob es etwa auf eine Partie *quinze* abgesehen sey, und versicherte zugleich, dass es ihm dieses Mal gewiss nicht gelingen sollte, zum Spiel zu entwischen, und ihn mit dem einfaltigsten Strohkopf von Europa allein zu lassen. Das war nun auch Grammonts Meinung nicht; denn er wusste nur zu wohl, dass es ihm auf jeden Fall unmöglich seyn würde, diese Gelegenheit zu benutzen, und dass man ihn gewiss eher in allen Winkeln der Stadt aufstobern und hetzen würde, eine man ihn in Ruhe liesse. Sein einziges Bestreben war also, das Mahl zu erheitern, es in die Länge zu ziehn, und einige Streitigkeiten zwischen Matta und Senantes zu veranlassen. In dieser Absicht setzte er sich sogleich in eine frohliche Laune; die andern setzte die Flasche hinein.

Zufallig beklagte der Chevalier, dass ihm der Wunsch vereitelt worden sey, Herrn

von Senantes ein kleines Concert zu geben, aber die Musikanten wären schon anderwärts besprochen gewesen. Senantes versprach also die Gesellschaft den folgenden Abend auf seinem Landhause zu entschädigen, und bat sie zu Tisch. Matta war kein Freund der Musik. Er fragte sie, was zum Henker sie mit den Geigern machen wollten, und behauptete, dass eine Tafelmusik für niemanden tauge, als für Weiber, die ihren Liebhabern etwas zu sagen hätten, oder für Dummköpfe, die nichts zu reden wüssten, so lange die Violinen nicht lärmten. Seine Einwendungen wurden indess verworfen, die Partie für den andern Tag verabredet, und die Musik durch die Mehrheit der Stimmen genehmigt. Um Matta zu trosten und seiner Mahlzeit Ehre zu machen, brachte Senantes eine Menge Gesundheiten aus: auf die sich Matta lieber einliess als auf seine gelehrten Streitigkeiten. Grammont sah jetzt, dass es nur einer Kleinigkeit bedürfe, um ihnen die Köpfe warm zu machen, und er wünschte nichts mehr, als sie von neuem in

Streit zu bringen. Vergebens hatte er in dieser Absicht von Zeit zu Zeit bald diess bald das hingeworfen, bis ihm endlich glücklicher Weise einfiel, den Marquis nach dem Familiennahmen seiner Gemahlin zu fragen. Senantes war ein grosser Held in der Genealogie, wie alle Dummköpfe, die ein gutes Gedächtniss haben, und entwickelte das Geschlechtsregister seiner Frau durch ein unendliches Gewirre von Zweigen und Abstammungen. Der Chevalier stellte sich, als ob er mit der grossten Aufmerksamkeit zuhörte; und da er sah, dass Matta die Geduld verlor, ermahnte er ihn, auf des Herrn Marquis Vortrag zu achten, man könne in der Welt nichts schöneres hören. Das ist sehr artig von dir, versetzte Matta, aber ich gestehe, wenn ich verheirathet wäre, würde ich mich lieber erst nach dem wahren Vater meiner Kinder erkundigen, ehe ich mich um die Aeltervater meiner Frau bekümmerte. — Dieser rohe Einfall störte den Marquis nicht, und er rastete nicht eher, bis er die Ahnen seiner Gemahlin von Stamm zu Stamm bis

auf Yolande von Senantes hinauf geführt hatte. Als er damit fertig war, erbot er sich, in weniger als einer halben Stunde darzuthun, dass die Grammonts aus Spanien stammten. — Ey, sagte Matta, was liegt uns daran, woher die Grammonts stammen? Wissen Sie wohl, Herr Marquis, dass es besser ist, nichts zu wissen, als gar zu viel?

Ein solches Paradoxon konnte der Marquis nicht zugeben. Er widersprach ihm also mit ziemlicher Lebhaftigkeit, und rüstete sich zu einem förmlichen Syllogismus, um zu beweisen, dass ein Ignorant nothwendig ein Dummkopf seyn müsse. Grammont kannte seinen Freund, und zweifelte nicht einen Augenblick, dass er den Dialektiker zum Henker weisen würde, wenn er zur Conclusion seiner Schlussform käme. Da sie also anfingen laut zu werden, schlug er sich ins Mittel, und stellte ihnen vor, dass es ja nicht der Mühe werth sey, sich für nichts und wider nichts so zu erhitzen, und behandelte den Streit ganz ernstlich, um die Aufmerksamkeit der andern darauf zu richten. Die

Mahlzeit endigte nun ganz ruhig. Er beugte jedem weitern Wortwechsel vor, und foderte seine Gaste fleissig zum trinken auf.

Den andern Morgen ging Matta auf die Jagd, Grammont ins Bad, und Senantes auf sein Landhaus. Während nun dieser die nöthigen Anstalten zu seinem Souper machte, die Musikanten nicht vergessen, und Matta im Felde umherschweifte, um sich Appetit zu holen, dachte der Chevalier an die Ausführung seines Projektes.

Sobald er den Plan dazu entworfen hatte, liess er unter der Hand den Officier der Leibwache, welcher bey der Herzogin den Dienst hatte, benachrichtigen, dass am gestrigen Abend bey Tisch ein Wortwechsel zwischen Herrn von Senantes und Herrn von Matta vorgefallen, dass der eine ganz frah ausgegangen, der andre nicht in der Stadt zu finden sey.

Besturzt über diese Nachricht schickte die Herzogin sogleich nach Grammont. Dieser schien verwundert, als sie ihm den Vorfall erzählte; gestand, dass es einigen Wort-

wechsel gegeben habe, doch habe er nicht geglaubt, dass noch jemand über Nacht daran denken würde. Er setzte hinzu, dass, wenn das Unglück noch nicht geschehen wäre, das kürzeste seyn dürfte, sich der beyden Herrn bis auf den folgenden Morgen zu versichern; und wenn man sie finden könnte, nähme er es auf sich, sie mit einander auszusöhnen und allen schlimmen Folgen vorzubeugen. Diess war nicht schwer. Man erfuhr in dem Hause des Herrn Marquis, dass er auf seinem Garten wäre, worauf ein Offizier hingeschickt wurde, der ihm, ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen, Wache gab und ihn voll Verwunderung über diesen räthselhaften Vorfall verliess.

Als Matta von der Jagd zurück kam, schickte die Herzogin denselben Offizier an ihn ab, um ihm sein Ehrenwort abzufodern, dass er bis zum folgenden Morgen nicht ausgehen wolle. Diese Anmuthung kam ihm ganz unerwartet; doch erhielt er keine weitere Erklärung darüber. Er wusste, dass ihn eine gute Mahlzeit erwartete; er starb fast

vor Hunger, und es schien ihm höchst unvernünftig, ihn unter diesen Umständen in die Residenz einzusperren. Aber einmal hatte er sein Ehrenwort gegeben, und da ihm die ganze Sache ein Räthsel war, blieb ihm nichts übrig als nach seinem Freunde zu schicken. Aber dieser war nirgends zu finden, und kam auch nicht eher zu ihm, als bis er einen Besuch bey Senantes gemacht hatte, den er unter seinen Musikanten fand, höchst ärgerlich, in seinem eignen Hause gefangen zu seyn, und um Matta's willen, den er zu einem ausgesuchten Souper erwartete. Er habe nimmermehr geglaubt, Herrn von Matta zu beleidigen, sagte er, wenn ihm aber so viel daran gelegen wäre, ein Aufsehn zu machen, so möchte er ihm nur in seinem Nahmen versichern, dass er ihm bey der ersten Gelegenheit Rede stehn würde. Der Chevalier versicherte seiner Seits, dass Matta nie daran gedacht hätte; dass er vielmehr wüsste, wie unendlich hoch er ihn schätze; und dass die ganze Sache wahrscheinlich eine Folge von der ausneh-

menden Zärtlichkeit seiner Gemahlin wäre, die vielleicht etwas von den Bedienten gehört, und sich an die Herzogin gewendet hätte, um einem Unglück vorzubeugen. Dieses dünke ihm desto wahrscheinlicher, da er sich erinnere, der Frau von Senantes mehrmals gesagt zu haben, dass Matta einer der geschicktesten Fechter in Frankreich sey; auch sey es wirklich wahr, dass er sich niemals schlagen könne, ohne seinen Gegner niederzusetzen.

Diese Nachrichten kühlten das Blut des aufgebrachten Marquis etwas ab: er dankte dem Chevalier für seine Gefälligkeit, versprach seiner Frau über ihre unzeitige Zärtlichkeit den Text zu lesen, und versicherte, dass er vor Verlangen stürbe, seinen theuren Matta wieder zu sehn.

Der Chevalier Grammont gab ihm die Versicherung, dass er sogleich an der Erfüllung seines Wunsches arbeiten wolle; aber der Wache befahl er insgeheim, ihn um keinen Preis frey zu lassen, bis sie Befehl vom Hofe bekäme; der Marquis brenne vor

Begierde sich zu schlagen: sie wären also für alles Unglück verantwortlich. Mehr bedurfte es nicht, ihren Pflichteifer rege zu machen, und sie liessen ihn nicht aus den Augen, so wenig es auch nöthig war.

Da nun der eine in Verwahrung gebracht war, musste er sich auch gegen den andern in Sicherheit stellen. Er kehrte nach der Stadt zurück, und sobald ihn Matta erblickte, rief er ihm entgegen: Was zum Teufel spielt man hier für eine Comödie mit mir? Was soll das heissen, dass man mich auf mein Ehrenwort arretirt? — Was es heissen soll? versetzte der Chevalier. Dass du noch viel sonderbarer bist, als alle diese Abentheuer. Wer heisst dich mit einem alten Murrkopf disputiren, über den du lachen solltest? Wahrscheinlich hat irgend ein dienstfertiger Lakey den schönen Handel weiter getragen; man hat dich früh aus der Stadt gehen sehen, kurze Zeit darauf auch den Marquis, was braucht es mehr um die Herzogin zu beunruhigen, und sie zur Vorsicht aufzufodern? Senantes ist arretirt,

dir fodert man nur dein Ehrenwort ab, und an deiner Stelle, statt die Sache so zu nehmen, wie du thust, würde ich mich bey der Herzogin unterthänig für die Gnade bedanken, die sie gehabt hat, dich arretiren zu lassen; denn sie nimmt doch nur dir zu gefallen an dem Handel Theil. Ich will jetzt einen Gang nach Hofe machen, um wo möglich hinter das Geheimniss zu kommen. Doch wird die Sache allem Ansehn nach diesen Abend nicht beygelegt werden können, und ich rathe dir, das Abendessen zu bestellen. Ich bin im Augenblick wieder bey dir.

Matta bat seinen Freund, der Herzogin in seinem Nahmen für ihre Gnade zu danken, ob er gleich den Marquis von Senantes eben so wenig fürchte als liebe. Das war genug gesagt.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam der Chevalier mit zwey oder drey von Matta's Jagdfreunden zurück. Diese Herrn hatten etwas von dem Handel gehört, und wollten ihrem Freunde ihre Dienste gegen den sied-

lichen, einzigen und unvergleichlichen Se-
nantes anbieten. Matta dankte ihnen für
ihre Güte, bat sie zu Tische und kleidete
sich aus.

Als Grammont seine Sache in so gutem
Gange sah, und am Ende der Mahlzeit eine
Gesundheit die andere jagte, glaubte er sei-
nes Mannes bis zum andern Morgen gewiss zu
seyn. Er bat also die Gäste um Erlaubniss
seinem Freunde einige Worte allein zu sagen,
zog ihn bey Seite, und machte ihm eine
falsche Entdeckung, um eine wahre Verrä-
therey zu verbergen. Erst liess er ihn schwö-
ren, nie ein Wort von seinem Geheimnisse
wieder zu sagen, und erzählte ihm dann, er
habe endlich von der kleinen Saint-Ger-
main eine nächtliche Zusammenkunft erhal-
ten: er müsse also jetzt die Gesellschaft ver-
lassen, unter dem Vorwande nach Hofe zum
Spiel zu gehn: und er bäte ihn, seine Gäste
hierinne zu bestärken; denn die Piemonteser
wären argwöhnische Leute. Matta ver-
sprach diesen Auftrag mit aller möglichen
Klugheit zu vollziehn, und ihn bey der Ge-

sellschaft zu entschuldigen, ohne dass er nöthig hätte, Abschied zu nehmen. Und nun entliess er ihn, unter Umarmungen und herzlichen Glückwünschen, so heimlich und schnell als möglich war: so bange war ihm, er möchte den glücklichen Zeitpunkt versäumen.

Als diess vorüber war, setzte sich Mätta wieder an den Tisch, sehr vergnügt über das ihm anvertraute Geheimniss und über seinen eignen Antheil an dieser glücklichen Begebenheit. Er hörte nicht auf in seiner Frohlichkeit zu scherzen, um seine Gäste zu täuschen, und schmälte in einem fort auf die Spielwuth, die manche Menschen so besitzen könnte, dass sie alles verliessen, um ganze Nächte am Spieltische zuzubringen. Laut machte er sich über die Thorheit seines Freundes lustig, und insgeheim über die Leichtgläubigkeit der Piemonteser, die er so fein zu betrügen meinte.

Das Mahl endigte spät in der Nacht, und Matta legte sich sehr zufrieden mit sich und seinem Freundschaftseifer zu Bette. Unter-

dessen genoss der Freund, für den er gearbeitet hatte, wenn man dem Anscheine glauben darf, die Früchte seiner Verrätherey. Die zärtliche Senantes hatte ihn in einem Anzug empfangen, der den Werth ihrer Erkenntlichkeit erhöhen musste. Ihre Reize waren nicht vernachlässigt, und wenn es Gelegenheiten gibt, wo man den Verräther hasst, während man den Verrath geniesst, so war auch diess hier ganz und gar nicht der Fall. So verschwiegen auch der Chevalier bey seinem Glück in der Liebe war, so hing es doch hier nicht von ihm ab, wenn man das Gegentheil glaubte. Dem sey indess wie ihm wolle, er war überzeugt, dass alles, was man in der Liebe durch List gewinnt, als gute Prise betrachtet werden kann, und so hat er nie die geringste Reue über diesen Betrug merken lassen. Doch es ist Zeit, ihn dem Hofe von Savoyen zu entführen, um ihn an dem Hofe von Frankreich glänzen zu sehn.

V.

Der Chevalier Grammont behauptete, bey seiner Rückkehr nach Frankreich, den Ruhm, den er auswärts erworben hatte. Munter beym Spiel, in der Liebe thätig und wachsam, bisweilen glücklich, und immer gefürchtet; im Kriege unter allen Umständen voll guten Muthes, im Glück voll unerschöpflicher Anmuth, im Unglück voll Entschlossenheit und sinnreicher Mittel.

Ein innrer Zug verband ihn mit dem Prinzen von Condé; er war der Zeuge, ja selbst der Gefährte seines Ruhms in den glorreichen Schlachten von Lans, Nördlingen und Freyburg, und die häufigen Beschreibungen, die er von ihnen gemacht hat, haben dem Glanze dieser grossen Begebenheiten nichts entzogen.

So lange er nichts weiter aufzuopfern brauchte, als einige Bedenklichkeiten und Vortheile, liess er alles im Stich, um einem Manne zu folgen, den dringende Ursachen und ein verzeihlicher Unwille von dem rechten

Wege abgebracht hatte. Als sein Glück zum erstenmale scheiterte, folgte er ihm mit einer fast beyspiellosen Standhaftigkeit: aber in der Folge gab ihm der Prinz Veranlassungen zu Beschwerden, die seine erprobte Anhänglichkeit nicht verdiente, und durch die dieses Band aufgelöst ward. Er brauchte keinen Tadel über sein Betragen zu befürchten, das sich selbst hinlänglich rechtfertigte: und so wie er ein wenig aus der Bahn der Pflicht gewichen war, um sich dem Interesse des Prinzen zu ergeben, so glaubte er jetzt von dem Prinzen weichen zu können, um auf den Weg der Pflicht zurückzukehren.

Seine Aussöhnung mit dem Hofe kostete nicht viel Mühe. Es gab Leute, die sich viel mehr vorzuwerfen hatten, und doch wieder zu Gnaden angenommen wurden, sobald sie nur wollten. Die Königin hatte die Gefahren noch nicht vergessen, in die der Anfang ihrer Regentschaft den Staat gestürzt hatte, und wünschte nichts mehr, als die Gemüther durch sanfte Mittel zu gewinnen. Auch die Politik des Ministers war wede-

rachsüchtig noch blutdürstig. Seine vornehmsten Maximen waren, lieber einzuschläfern, als Strenge zu brauchen; zufrieden zu seyn, wenn er im Kriege nichts verlöre, aber sich nicht in grosse Unkosten zu setzen, um dem Feinde etwas abzugewinnen, alle böse Nachrede über sich ergehen zu lassen, wenn er nur Geld zusammenscharren konnte, und die Minderjährigkeit so lang auszudehnen, als es möglich wäre.

Seine Begierde zu sammeln begnügte sich nicht mit den tausendfältigen Mitteln, die ihm seine Stelle darbot: alles sein Dichten und Trachten hatte keinen andern Zweck als den Gewinn. Er liebte das Spiel von Natur, aber er spielte bloss, um sich zu bereichern, und betrog so viel er konnte, um zu gewinnen.

Den reichen Witz des Chevaliers und seine reiche Börse fand er sehr nach seinem Geschmack. Er zog ihn fleissig zu seinen Spielpartien. Der Chevalier bemerkte die kleinen Spitzbübereyen des Kardinals, und glaubte sich unter solchen Umständen berechtigt,

seine natürlichen Talente geltend zu machen, nicht nur um sich zu vertheidigen, sondern auch um gelegentlich anzugreifen. Es würde hier der Ort seyn, einige dieser Vorfälle einzuweben; aber wer besässe Anmuth und Leichtigkeit genug, um die Erwartung der Leser zu befriedigen, die schon davon haben sprechen hören? Vergebens würde man diese ergötzenden Erzählungen Wort für Wort nachschreiben; ihr Salz scheint auf dem Papiere zu verfliegen; und, wie man sie auch immer stellen mag, das Leben, das er ihnen einhauchte, scheint von ihnen gewichen zu seyn.

Wir begnügen uns also überhaupt zu sagen, dass bey allen Gelegenheiten, wo List gegen List, Kunst gegen Kunst auftrat, der Chevalier die Oberhand behielt. Wenn diess kein sonderliches Mittel war, dem Minister den Hof zu machen, so hatte er doch den Trost zu sehn, dass die Höflinge, die sich ihr Geld von ihm abnehmen liessen, in der Folge keinen sonderlichen Vortheil von ihrer Gefälligkeit zogen. Sie blieben immer in

einer kriechenden Unterwürfigkeit, während er sich bey tausend Gelegenheiten alles erlaubte. Hier ist ein Beyspiel davon.

Die spanische Armee belagerte Arras, unter dem Commando des Prinzen und des Erzherzogs. Der Hof war bis nach Perronne gegangen. Die Einnahme dieses Platzes war nicht unwichtig. Sie würde unter den feindlichen Truppen den Ruhm der spanischen Waffen von neuem belebt haben, und das hatten sie sehr nöthig. Denn seit einiger Zeit war die französische Armee gleichsam im Besitz des Sieges, und behielt überall die Oberhand.

Der Prinz unterstützte eine schwankende Parthey, so viel es ihre gewöhnliche Langsamkeit und Unschlüssigkeit erlaubte; aber im Kriege muss man bey gewissen Gelegenheiten, die, wenn sie einmal verloren sind, nicht wieder kommen, unabhängig handeln können; und da der Prinz diess nicht konnte, so waren oft alle seine Talente und Einsichten unnütz. Die spanische Infanterie hatte sich seit der Schlacht bey Rocroi nicht wie-

der erholt, und derselbe Feldherr, der sie dort, als Feind, zu Grunde gerichtet hatte, hätte jetzt, an ihrer Spitze, allein das Uebel wieder gut machen können, das er ihr zugefügt hatte. Aber die Eifersucht der Generale und das Misstrauen des Ministeriums band ihm die Hände.

Arras wurde indess mit grosser Lebhaftigkeit angegriffen, und der Kardinal fühlte, dass es schimpflich für ihn wäre, wenn er diesen Platz sich vor der Nase, und gleichsam vor den Augen des Königs wegnehmen liesse. Auf der andern Seite war es auch kein kleines Wagestuck einen Entsatz zu versuchen. Man wusste nur zu wohl, dass der Prinz nicht das Geringste verabsäumte, um seine Linie zu decken, und wenn man Linien angreift, ohne sie zu zerstören, so zieht man sich nicht zurück, wie man will. Je lebhafter der Angriff gewesen ist, desto grosser ist die Unordnung auf dem Rückzuge; und niemand verstand besser, solche Vortheile zu benutzen, als der Prinz. Die französische Armee, welche Herr von Türenne

commandirte, war viel schwächer als die feindliche, und doch war sie auf dieser Seite der einzige Schutz; wurde sie also geschlagen, so war die Einnahme von Arras bey weitem nicht das einzige Unglück, das man befürchten musste.

So gewandt und fruchtbar das Genie des Kardinals war in solchen Fällen, wo man sich mit Verschlagenheit und betrügerischen Unterhandlungen aus der Verlegenheit ziehen kann, so sehr verlor er den Muth beym Anblick einer dringenden Gefahr, oder eines entscheidenden Ereignisses. Er meinte, man müsse suchen eine andre Festung zu erobern, um sich für Arras zu entschädigen; aber Türenne war andrer Meinung, und beschloss dem Feinde entgegen zu rücken, ohne es dem Minister vorher wissen zu lassen. Die Unruhe, in der sich der Hof schon befand, wurde durch die Ankunft seines Couriers verdoppelt; doch, so wie die Sachen jetzt standen, war es unmöglich zurück zu treten.

Der Marschall Lesass das Vertrauen seiner

Truppen, und hatte also seine Maassregeln genommen, ehe ihn ein Gegenbefehl vom Hofe aufhalten konnte. Die Schwierigkeiten waren gross, desto grösser musste der Ruhm eines glücklichen Erfolgs seyn. Am Hofe war alles in der grössten Spannung. Die Talente des Generals flössten einige Zuversicht ein; aber das Ereigniss, dem man entgegen sah, war von der bedenklichen Art, dass es auf die eine oder die andre Weise den Besorgnissen und Hofnungen ein Ziel setzen musste. Während nun die übrigen Höflinge, jeder nach seiner Art, über die Dinge, die kommen sollten, klugelten, fasste Grammont den Entschluss, sich selbst darüber aufzuklären. Dieser Gedanke überraschte den Hof. Mancher andre, der eben so viel gesehn und erlebt hatte, als er, glaubte sich solcher Beweise seines Diensteifers überheben zu können; aber eben das reizte den Chevalier, und die Vorstellungen seiner Freunde konnte seinen Entschluss nicht verändern.

Der König dankte ihm seinen Eifer; auch

die Königin schien nicht minder zufrieden darüber. Er versprach, gute Nachrichten zu bringen, und sie versprach, ihn zu umarmen, wenn er Wort hielte. Eben das that auch der Kardinal. Auf dieses Versprechen gab er nicht viel, doch hielt er es für aufrichtig, weil es nichts kosten sollte.

Mit Anbruch der Nacht reiste er in Gesellschaft eines gewissen Caseau ab, welchen Herr von Türenne an die königliche Familie abgeordnet hatte. Der Herzog von York und der Marquis d'Humieres commandirten unter dem Marschall; der letztere hatte den Tag, und eben erschien er, als der Chevalier eintraf. Der Herzog von York erkannte ihn nicht sogleich, aber der Marquis d'Humieres lief ihm mit offnen Armen und lauter Begrüssung entgegen: Nun, rief er aus, ich habe mich doch nicht geirrt, dass, wenn uns jemand vom Hofe bey dieser Gelegenheit besuchte, es der Chevalier Grammont seyn müsste. Nun, fuhr er fort, was macht man zu Peronne? Man fürchtet sich, antwortete der Chevalier; und

wenn Ihr den Prinzen schlagt, so wird man glauben, dass Ihr Eure Schuldigkeit thut; lasst Ihr Euch aber schlagen, dass Ihr toll und thörigt seyd, alles aufs Spiel zu setzen, ohne an die Folgen zu denken. — Trostliche Nachrichten! versetzte der Marquis. Sollen wir dich ins Hauptquartier zu Türenne führen, um sie ihm auch mitzutheilen? Oder willst du lieber bey mir ausruhn, da du die ganze Nacht gereist bist, und die vorige Nacht vielleicht eben nicht mehr Ruhe gehabt hast? — Wer hat dir gesagt, war die Antwort, dass der Chevalier Grammont Schlaf bedarf? Lass mir ein Pferd geben, damit ich die Ehre haben kann, den Herzog von York zu begleiten; denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist er so früh auf, um einige Posten zu visitiren.

Die französischen Vorposten standen nicht weiter als einen Kanonenschuss von den feindlichen. Als sie an den äussersten Posten gekommen waren, sagte der Chevalier: „Ich hätte wohl Lust, zu der Vedette dort auf der Anhöhe hinzureiten. Ich habe Freunde und

Bekannte unter der Armee, nach denen ich mich erkundigen möchte, wenn der Herr Herzog von York nichts dagegen hat?" — Mit diesen Worten ritt er vor. Die Wache sah ihn gerade auf sich zu kommen und schlug an, worauf der Chevalier sein Pferd anhielt, und ein Zeichen gab, welches die Vorpost erwiederte. Zugleich machte sie dem Offizier ein andres Zeichen, der sich schon bey den ersten Bewegungen des Chevaliers aufgemacht hatte und in wenigen Augenblicken bey ihm war. Da er ihn allein fand, trug er kein Bedenken, ihn näher kommen zu lassen, worauf Grammont den Offizier bat, ihm Gelegenheit zu verschaffen, von einigen seiner Verwandten unter der Armee Nachricht einzuziehn; zugleich fragte er ihn, ob der Herzog von Arschot bey der Belagerung wäre? Jetzt gerade, antwortete der Offizier, steigt er vom Pferde unter den Bäumen, die Sie dort links von unsern Hauptposten sehn. Vor wenigen Minuten war er hier mit seinem Bruder dem Herzog von Aremberg, und den Baronen Limbek und Louvigny. —

Könnt ich sie wohl auf mein Ehrenwort sprechen? fragte der Chevalier. — Warum nicht? antwortete der Offizier; wenn ich meinen Posten verlassen dürfte, so wollte ich die Ehre haben, Sie zu ihnen zu führen; aber ich will ihnen sogleich sagen lassen, dass Herr von Grammont sie zu sprechen wünsche. — Hierauf schickte er einen Reiter von der Wache an sie ab, und kam sogleich wieder zurück. — Darf ich Sie fragen, sagte der Chevalier, woher ich Ihnen bekannt bin? — Ist es möglich, erwiederte der andre, dass Herr von Grammont seinen la Motte nicht erkennt, der so lange die Ehre gehabt hat, unter seinem Regimente zu dienen? — Wie? du bist es also, mein armer la Motte? Wahrhaftig, ich habe gross Unrecht, dich nicht erkannt zu haben! Aber du siehst auch jetzt viel anders aus, als damals, da ich dich zum erstenmal in Brüssel sah, wo du der Herzogin von Guise Triolets tanzen lehrtest. Ich fürchte auch, dass deine Sachen jetzt nicht so gut stehn, wie in der ersten Campagne, nachdem ich dir die

Compagnie gegeben hatte. — Während dieses Gespräches kam der Herzog von Arschot mit allen vorhin erwähnten Herrn herangesprengt, und der Chevalier sah sich in den Armen der ganzen Gesellschaft, ehe er noch zum Worte hatte kommen können. Es währte nicht lange, so kamen eine Menge andrer Bekannten, und eben so viele Neugierige von beyden Seiten, und da man sie auf der Höhe versammelt sah, drängte alles mit solchem Eifer zu, dass die beyden Armeen sich ohne Waffenstillstand und Absicht unter einander gemischt haben würden, wenn es der Marschall von Türenne nicht zufälliger Weise von fern bemerkt hätte. Dieser Anblick überraschte ihn. Er eilte hinzu, und erfuhr von dem Marquis d'Humieres die Ankunft des Chevaliers, und seinen Besuch bey der Vorpost. Er setzte hinzu, er begriffe nicht, wie er es angefangen hätte, beyde Armeen um sich zu versammeln, da er ihn erst in dem Augenblicke verlassen habe. Nun wahrhaftig, sagte der Marschall,

Grammont hat seines gleichen nicht. Aber es ist billig, dass er uns auch einen kleinen Besuch macht, nachdem er dem Feinde den Vorzug gegeben hat. Und sogleich schickte er einen seiner Adjutanten ab, liess die Offiziere seiner Armee zurückberufen, und dem Chevalier sagen, dass er seinen Besuch mit Ungedult erwarte.

Dieser Befehl kam gerad' in dem Augenblick, als ein ähnlicher an die Offiziere des Feindes gelangte. Der Prinz hatte den friedlichen Verein der beyden Armeen erfahren, und wunderte sich nicht darüber, sobald er Grammonts Ankunft hörte. Doch schickte er Lüssan mit dem Befehl ab, die Offiziere zurückzurufen, und den Chevalier um eine Zusammenkunft auf den andern Tag unter denselben Bäumen zu bitten. Der Chevalier sagte sie unter der Bedingung zu, dass Herr von Türenne es zufrieden wäre, woran er nicht zweifelte.

Seine Aufnahme in der Armee des Königs war nicht weniger freundschaftlich, als in dem feindlichen Heere. Der Marschall von

Türenne schätzte seine Freymüthigkeit, und liebte seine geistreiche Unterhaltung; desto dankbarer war er ihm für einen Besuch unter den jetzigen Umständen, wo sich kein andrer Höfling herbeygewagt hatte. Er that mancherley Fragen über den Hof, weniger um etwas neues zu erfahren, als um sich an Grammonts lebendiger Schilderung des Schreckens und der Unruhe zu ergötzen, die am Hofe herrschte. Der Chevalier rieth ihm, den Feind zu schlagen, wenn er der Verantwortung über ein Unternehmen entgehen wollte, das, wie er sähe, der Kardinal nicht befohlen hätte. Der Marschall versprach, sein möglichstes zu thun, und wenn ihn das Glück begünstigte, die Königin zur Erfüllung ihres Versprechens zu nöthigen. Er setzte hinzu, es sey ihm nicht unangenehm zu hören, dass der Prinz ihn zu sprechen wünschte. Er habe seine Maassregeln genommen, und werde die Linien angreifen. Hierauf setzte er dem Chevalier seinen Plan auseinander, und verhehlte ihm nichts als den Tag der Ausführung. Diese Vorsicht

war unnütz. Grammont hatte genug gesehn, um sich durch seine eigenen Einsichten zu überzeugen, dass in der Stellung, die der Marschall gewählt hatte, der Angriff nicht lange aufgeschoben werden könnte.

Am folgenden Morgen begab er sich in Begleitung eines Trompeters zu der bestimmten Zusammenkunft, und fand den Prinz auf dem Platze, den ihm Herr von Lussan angezeigt hatte. Er stieg ab, umarmte ihn und sagte: Ist es möglich, dass diess der Chevalier Grammont ist, und dass ich ihn auf der feindlichen Seite sehe? — Sie selbst, mein Prinz, antwortete der Chevalier, sehe ich dort; und ich berufe mich auf Ihr eignes Urtheil, ob es die Schuld des Chevalier Grammont oder die Ihrige ist, dass wir nicht mehr zu einer Parthey gehören. — Ich kann nicht leugnen, sagte der Prinz, dass, wenn mich manche mit Undankbarkeit und Nichtswürdigkeit verlassen haben, du dich wenigstens auf eine Weise losgesagt hast, wie ich mich selbst von mir lossagen würde, als ein braver Mann, der Recht zu

haben glaubt. Aber jetzt lass uns alle Veranlassungen zum Missvergnügen vergessen, und sage mir, was du hier machst? Ich glaubte dich mit dem Hofe in Peronne. — Wenn Sie es wissen wollen, antwortete er, ich komme, um Ihnen das Leben zu retten. Ich kenne Sie. Sie werden einen heissen Tag haben; Sie werden sich nicht zurückhalten können und sich mitten unter die Feinde stürzen. Dann bedarf es einer Kleinigkeit; man schiesst Ihnen ein Pferd unter dem Leibe todt; man nimmt Sie mit den Waffen in der Hand gefangen; und der Kardinal behandelt Sie, wie sein Vorganger Ihren Onkel Montmorency. Ich will Ihnen also in einem solchen Falle ein Pferd in Bereitschaft halten, damit man Ihnen nicht den Kopf vor die Füsse legt. — Es wäre nicht das erstemal, sagte der Prinz mit Lachen, dass du mir einen solchen Dienst erzeigtest; doch war die Gefahr damals weniger gross, als sie jetzt seyn würde, wenn man mich gefangen nähme.

Das Gespräch fiel allmählig auf heiterere

Gegenstände. Der Prinz that vielerley Fragen über den Hof, die Damen, das Spiel und die Liebe; dann kam er unvermerkt wieder auf die gegenwärtige Lage der Sachen zurück. Der Chevalier Grammont erkundigte sich nach mehrern Offizieren von seiner Bekanntschaft, die bey dem Prinzen geblieben waren; und dieser sagte ihm, er habe die Freyheit, bis an die Linien zu gehen, wo er nicht bloss seine Bekannten, sondern die Vertheilung der Schanzen und aller Befestigungswerke sehn könne. Der Chevalier nahm dieses Erbieten mit Dankbarkeit an; und nachdem der Prinz ihn mit allem bekannt gemacht und nach dem ersten Platze zurückbegleitet hatte, sagte er: Nun Chevalier, wenn glaubst du, dass wir uns wiedersehn? — Sie haben mich mit so vieler Güte behandelt, erwiederte dieser, dass ich Ihnen nichts verschweigen kann. Halten Sie sich eine Stunde vor Tagesanbruch fertig; denn Sie können darauf rechnen, dass wir Sie morgen früh angreifen. Ich würde Ihnen vielleicht nichts hiervon gesagt haben, wenn

man mir das Geheimniss anvertraut hätte: aber wie dem sey, verlassen Sie sich auf mein Wort. — Nein, sagte der Prinz; du verleugnest dich nie. Hierauf umarmte er ihn noch einmal, und der Chevalier kam beym Anbruch der Nacht in das königliche Lager zurück. Hier war es jetzt kein Geheimniss mehr unter den Truppen, dass die Linien den folgenden Tag angegriffen werden sollten. Alles war in Bereitschaft dazu.

Nun, Herr Chevalier, redete ihn der Marschall Türennè an, man wird sich gefreut haben, Sie zu sehn; der Prinz wird sie mit Fragen und Höflichkeiten überschüttet haben. — Er hat in der That mich äusserst höflich behandelt, antwortete dieser, und um mir zu beweisen, dass er mich nicht für einen Spion hielt, hat er mich in die Verschanzungen und Linien geführt, und mir die Anstalten gezeigt, die er zu einem guten Empfange für Sie gemacht hat. Wissen Sie was er glaubt? Er ist überzeugt, dass Sie ihn diese Nacht oder morgen früh bey der ersten Dämmerung angreifen werden. Denn Ihr grossen Feld-

herrn, setzte er hinzu, errathet einander in Euren Planen, dass es zum Erstaunen ist.

Turenne fuhlte sich von dem Lobe eines Mannes geschmeichelt, der es nicht verschwendete; er theilte ihm seinen Angriffsplan mit, und sagte ihm, es sey ihm äusserst angenehm, dass ein Offizier, der so viel gesehn hätte, Zeuge dieses Unternehmens seyn sollte; denn er rechne darauf, ihn an seiner Seite zu haben. So kam der Abend heran, und da er glaubte, dass er diese Nacht nicht viel Zeit zum Ausruhn übrig haben würde, da er auch die vorige schlaflos zugebracht hätte, überliess er ihn dem Marquis d'Hümieres, bey dem er speiste und wohnte.

Am folgenden Tag fiel die Schlacht bey den Linien von Arras vor, wo der siegreiche Turenne den Glanz seines Ruhms vermehrte, und der Prinz Condé, obgleich besiegt, dennoch nichts von dem Ruhme verlor, den er anderwärts erworben hatte.

Es würde uberflussig seyn, von dieser berühmten Schlacht zu reden, da man so viele

Beschreibungen davon hat. Der Chevalier Grammont, der als Freywilliger überall seyn durfte, hat sie besser geschildert, als irgend ein anderer. Seine Thätigkeit, die ihn in Krieg und Frieden nicht verliess, glänzte auch hier. Mit der ihm eignen Gegenwart des Geistes ertheilte er Befehle, als ob sie vom General kämen, so passend, so zur rechten Zeit, dass ihm Türenne, der sonst in diesem Punkte sehr empfindlich war, am Ende der Schlacht, in Gegenwart aller Offiziere dankte, und ihm auftrug, dem Hofe die erste Nachricht von diesem Siege zu bringen.

Zu dieser Art von Geschäften hat man gemeiniglich nichts weiter nöthig, als gut versehener Posten, einer gewissen Thätigkeit und guter Relais: doch diesesmal fand der Chevalier grössere Schwierigkeiten. Auf allen Seiten schweiften feindliche Truppen umher, die ihm den Weg versperrten, und ausserdem hatte er mit geschäftigen, gierigen Höflingen zu thun, die bey solchen Gelegenheiten die Zugänge belagern, um einem armen Courier

seine Nachricht wegzufangen. Indess gelang es ihm doch. Mit seiner Gewandtheit entschlupfte er den einen, und betrog die andern.

Er hatte bis halben Weg nach Bapaume zehn oder zwölf Reiter zur Begleitung mitgenommen, die ein Offizier von seiner Bekanntschaft commandirte; denn er vermuthete die grösste Gefahr zwischen dem Lager und der ersten Station. Auch hatte er keine Stunde zurückgelegt, als er seine Besorgnisse gegründet fand. Er rief also dem Offizier zu, der dicht hinter ihm ritt: Wenn Sie nicht ein sehr gutes Pferd haben, so rathe ich Ihnen in das Lager zurückzukehren; denn ich werde in diesem Augenblicke auf und davon jagen. — Ich hoffe Ihnen Gesellschaft zu leisten, antwortete der Offizier, bis ich Sie in Sicherheit weiss, Sie mögen so scharf reiten als Sie wollen. Daran zweifle ich, versetzte der Chevalier, denn ich sehe hier einige Herrn, die sich auf Ihren Empfang freuen. — Fy, versetzte der Offizier, sehn Sie denn nicht, dass es welche von unsern Leuten sind, die ihre Pferde grasen lassen?

— Nichts weniger, sondern ich sehe sehr wohl, dass es Cravatten *) von der feindlichen Armee sind. — Und da sie auch in demselben Augenblicke aufsassen, befahl er seinen Begleitern, ihm eine Diversion zu machen, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte auf dem Wege nach Bapaume fort.

Der Chevalier ritt einen flüchtigen Engländer, aber unglücklicher Weise war er in einen Hohlweg gerathen, wo der Boden weich und schlammig war. Die Cravatten waren ihm also bald auf dem Nacken. Sie hielten ihn für einen Offizier von Wichtigkeit, und verfolgten ihn aus allen Kräften, ohne sich irre machen zu lassen, oder sich um die andern zu bekümmern. Schon näherte sich einer, der am besten beritten war; denn die englischen Pferde, die auf ebnem Boden zu fliegen scheinen, gehn auf schlechten Wegen einen sehr unsichern Schritt. Der Cravatte nahm seine Büchse in die Höhe, und schrie

*) Reiter, die nach Art der Croaten montirt sind. Dieser Nahme ist nach französischer Art umgebildet.

ihm von weitem zu, er solle sich gefangen geben. Da nun der Chevalier sah, dass ihn alle Anstrengungen seines Pferdes nicht retten würden, sprengte er mit einemmale von dem Weg nach Bapaume ab, und warf sich auf einen Steindamm rechter Hand, der von diesem Ort abführte. Hier hielt er still, als ob er sich ergeben wollte, und liess sein Pferd Athem schöpfen; indess der Cravatte, der seiner Beute schon gewiss zu seyn glaubte, das seinige unbändig spornte, um seinen Cameraden zuvorzukommen, die hinter ihm herjagten. Die unangenehmen Folgen dieses Ereignisses standen jetzt dem Chevalier deutlich vor Augen. Am Ende einer siegreichen Schlacht, nach den Gefahren eines so glücklich bestandenen Kampfes, von einigen Schurken gefangen zu werden, die nicht einmal dabey gewesen waren; und statt im Triumph einzuziehen und sich der Umarmung einer grossen dankbaren Königin zu erfreuen, sich im Hemde von den Ueberwundenen fortschleppen zu lassen!

Während dieser kurzen Meditation hatte

sich der fatale Cravatte bis in den Bereich seines Karabiners genähert, den er immer gespannt hielt, und dabey Quartier anbot. Der Chevalier, dem die Art des Anerbietens so wenig als das Anerbieten selbst gefiel, gab ein Zeichen mit der Hand, dass er die Buchse niederlassen sollte; und da er merkte, dass sein Pferd verschnaubt hatte, senkte er die Hand, und flog davon wie ein Blitzstrahl. Der Cravatte blieb in einem solchen Staunen zurück, dass er nicht einmal feuerte.

So kam er glücklich nach Bapaume, wo er frische Pferde nahm. Der Commandant des Platzes behandelte ihn mit der grössten Achtung. Er versicherte ihm, dass noch niemand durchgekommen sey, und versprach, alle anzuhalten, die nach ihm kämen, die Couriere des Herrn von Turenne ausgenommen.

Jetzt hatte er sich nur vor denen zu wehren, die in der Nähe von Peronne lauern konnten, um ihm zuvorzukommen, sobald sie ihn sähen, und dem Hofe seine Bothschaft zu überbringen, ohne sie zu wissen-

Es war ihm bekannt, dass die Marschälle du Plessis, Villeroy und Gaboury sich vor seiner Abreise gegen den Kardinal dazu anheischig gemacht hatten. Dieses Vorhaben zu vereiteln, nahm er von Bapaume zwey tüchtige Reiter mit, und gab, eine Stunde vor der Stadt, jedem einen Louisdor mit dem Befehl, voraus zu reiten, sich äusserst bestürzt zu stellen, und jedermann zu antworten, es sey alles verloren. Der Chevalier Grammont sey zu Bapaume geblieben, weil er keine Eile habe, eine schlechte Nachricht zuerst zu bringen; sie selbst wären von Cravatten verfolgt worden, die seit der unglücklichen Schlacht überall umherstreiften. Alles gelang seinem Plane gemäss. Die Reiter wurden von Gaboury aufgefangen, der den beyden Marschällen vorausgeeilt war, aber er mochte sie fragen, wie er wollte, sie spielten ihre Rolle so gut, dass, als der Chevalier ankam, schon ganz Peronne in der grössten Bestürzung war und die Höflinge einander die ungewissen Gerüchte von der Niederlage in die Ohren sagten.

Eine schlechte, beunruhigende Nachricht erhöht den Werth einer guten ganz ungemein. Grammonts Bothschaft hatte diese Folge; gleichwohl erregte sie bey niemanden eine würdige Begeisterung, ausgenommen bey dem Könige und der Königin.

Die Königin hielt ihm Wort. Sie umarmte ihn auf eine höchst verbindliche Weise in Gegenwart aller ihrer Hofleute. Eben so dankbar schien auch der König zu seyn. Nur der Kardinal, entweder weil er den Werth einer Nachricht herabsetzen wollte, die eine gute Belohnung foderte, oder weil mit dem Glücke der Uebermuth in sein Herz zurückkehrte, stellte sich anfänglich, als ob er nicht darauf hörte, und da er endlich erfuhr, dass die Linien überwältigt, die spanische Armee geschlagen und Arras entsetzt sey, sagte er: Und ist der Prinz gefangen? Nein, antwortete der Chevalier. So ist er also wohl todt, setzte der Kardinal hinzu. Noch weniger, war die Antwort. — Schöne Nachricht! fuhr er mit einem verächtlichen Ton fort und ging sogleich mit den beyden

Majestäten in das Zimmer der Königin; zum Glück für den Chevalier, der ihm sonst, in seinem Unwillen über die beyden schonen Fragen und den daraus gezogenen Schluss, zuverlässig eine rasche Antwort gegeben hätte.

Der Hof war voll von Spionen seiner Eminenz. Eine Menge von Höflingen und Neugierigen stand, wie gewöhnlich, um den Chevalier her, und es war ihm angenehm, in Gegenwart der Augendiener des Kardinals sein Herz wenigstens zum Theil ausschutten zu können, und ihnen aufzupacken, was er auch vielleicht dem Kardinale selbst gesagt hätte. Mit der ihm eigenthümlichen ironischen Miene sagte er: „In der That, meine Herrn, man kann nichts bessres thun, als in dem Dienste grosser Herrn Eifer zu zeigen. Sie haben die gnädige Miene des Königs gesehn: Sie sind Zeuge gewesen, wie mir die Königin Wort gehalten hat: nur der Herr Kardinal hat meine Nachricht so frostig aufgenommen, als ob er nicht mehr dabey gewönne, als bey dem Tode Peter Mazarins."

Diess war arg genug, um die Freunde des Chevaliers erblassen zu machen, und in andern Zeiten würde ein weit unschuldigerer Scherz das solideste Glück gestürzt haben. Er hatte in Gegenwart von Zeugen gesprochen, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, den Einfall in seiner ganzen Bitterkeit wiederzusagen, um ihre Wachsamkeit bey einem mächtigen und unumschränkten Minister geltend zu machen. Der Chevalier Grammont wusste diess sehr gut, aber weit entfernt, die Folgen seiner Kühnheit zu fürchten, wünschte er sich vielmehr Glück dazu.

Die Angeber thaten ihre Pflicht nach Gebühr, aber die Sache nahm eine andre Wendung, als sie erwartet hatten. Denn da der Chevalier am folgenden Tag bey der Tafel der königlichen Familie erschien, trat der Kardinal zu ihm, und da sich jedermann ehrfurchtsvoll zurückzog, sagte er: „Chevalier, die Nachricht, die Sie uns gebracht haben, ist gut. Ihre Majestäten sind damit zufrieden, und um Ihnen zu beweisen, dass

ich etwas mehr dabey gewinne, als bey dem Tode Peter Mazarins, so lade ich Sie bey mir zum Essen ein; nach Tische wollen wir eine Partie machen. Die Königin will uns das Nöthige geben, als einen Zuschuss zu dem, was sie zuerst bedungen hat.

Mit solcher Kühnheit hatte der Chevalier Grammont gewagt, einen mächtigen Minister zu beleidigen, und so milde hatte sich dieser gerächt. Nie hat ein Minister weniger Rachsucht besessen. Es war in der That etwas Grosses darinn, dass ein junger Mann von Grammonts Jahren das Ansehn der Minister gerade nur so hoch anschlug, als ihre Tugenden verdienten. Er freute sich selbst darüber, wie der ganze Hof, und hörte gern von sich rühmen, dass er in der allgemeinen Knechtschaft eine Art von Freyheit behauptet habe. Aber vielleicht ward gerade der gute Erfolg seiner Dreistigkeit gegen den Kardinal die Quelle mancher Verdrieslichkeiten bey einigen minder gelungenen Wagstücken.

Der Hof kehrte zurück; und der Kardinal

fing an zu fühlen, dass er seinen Herrn nicht länger unter der Vormundschaft halten könne. Von Sorgen und Krankheit belastet, überhäuft mit Schätzen, die er nicht zu brauchen wusste, und reichlich mit dem Hasse der Nation beladen, fasste er den Entschluss, sein Ministerium, welches Frankreich so schrecklich beunruhigt hatte, so vortheilhaft als möglich für den Staat zu endigen, und sobald er aufrichtige Anstalten zu einem sehnsuchtsvoll gewünschten Frieden machte, kehrte Vergnügen und Ueberfluss an den Hof zurück.

Hier erfuhr der Chevalier Grammont lange Zeit ein abwechselndes Glück im Spiel und der Liebe. Von den Höflingen geachtet; gesucht von Weibern, um die er sich nicht bekümmerte, und von denen, die er suchte, gefürchtet; besser behandelt vom Glücke als von der Liebe, aber durch das eine für die andre entschädigt: immer fröhlich, immer aufgeweckt, und in ernsten Verbindungen immer redlich und rechtschaffen.

Es ist schade, dass wir hier die Folge der

Geschichte durch ein Intervall von einigen Jahren unterbrechen müssen, wie wir schon im Anfange dieser Denkwürdigkeiten gethan haben. In einem Leben, wo die geringfügigsten Umstände ausgezeichnet oder belustigend sind, ist jede Lücke beklagenswerth. Die Begebenheiten, welche in diesen Zwischenraum fallen, mögen ihm vielleicht eines Platzes neben den andern nicht werth geschienen, oder er mag nur eine verworrene Erinnerung davon behalten haben; genug, wir müssen zu den lichtern Stellen dieser Fragmente fortgehn, um auf die Veranlassungen seiner Reise nach England zu kommen.

Der pyrenäische Friede, die Vermählung des Königs, die Rückkehr des Prinzen und der Tod des Kardinals gaben dem Staate eine andere Gestalt. Ganz Frankreich hatte die Augen auf den König gerichtet. Niemand glich ihm an Anmuth, niemand an äussrer Grösse und Würde, aber noch kannte man den überlegenen Geist nicht, der in der Folge seine Unterthanen und ganz Europa mit Schrecken erfüllte. Liebe und Ehrgeiz, die

sichtbaren Triebfedern der Intriguen und Bewegungen an allen Hofen, belauerten seine ersten Schritte. Das Vergnügen versprach sich eine unbeschränkte Herrschaft über einen Prinzen, den man von den nothwendigen Regierungskenntnissen entfernt gehalten hatte; und der Ehrgeiz schmeichelte sich mit der Hofnung, am Hofe nur über die zu herrschen, die einander den Eintritt in das Ministerium streitig machen konnten; aber man war nicht wenig überrascht, als sich plötzlich in dem Könige Einsichten und Kenntnisse offenbarten, die er mit weiser Vorsicht so lange verhehlt hatte.

Seine Arbeitsamkeit, die ihn von den Vergnügungen entfernte, welche sich seiner Jugend überall darboten, und selten von der unbeschränkten Macht verschmäht werden, fesselte ihn ganz und gar an die Sorge für das Wohl des Staates. Jedermann bewunderte diese grosse Veränderung: aber nicht jedermann fand seine Rechnung dabey. Vor einem unumschränkten Herrn wurden die Grossen klein; und die Höflinge durften sich

dem einzigen Gegenstand ihrer Achtung, dem einzigen Schöpfer ihres Glücks oder Unglücks nur mit Ehrfurcht nähern. Mancher, der noch vor kurzem ein kleiner Tyrann in seiner Provinz oder seiner Grenzfestung gewesen war, wurde jetzt wieder Statthalter und Commandant. Die Gnadenbezeigungen wurden durch den Willen des Herrn vertheilt, und dem Verdienste und geleisteten Diensten angepasst; sie dem Hofe abzudringen oder abzutrotzen kam ganz aus der Mode.

Der Chevalier Grammont betrachtete den Eifer seines Herrn in den Geschäften des Staats wie ein Wunder. Er konnte nicht begreifen, dass man sich in einem solchen Alter, mit solcher Strenge zum Sclaven seiner eigenen Gesetze machte, und dem Vergnügen so viele Stunden entzog, um sie den langweiligen und muhsamen Sorgen der Regierung zu widmen: aber er dankte Gott, dass man künftig nicht nöthig hätte, irgend einem andern Menschen den Hof zu machen, als dem Einen, dem es gesetzmässig gebührte.

Die sclavische Abgötterey, womit man dem Glücke eines Ministers huldigt, hatte ihn empört; auch hatte er sich nie vor dem Ansehn der beyden Kardinäle gebeugt. Nie hatte er der willkührlichen Gewalt des erstern Weyrauch gestreut, nie der schlauen List des andern seinen Beyfall gegeben; aber dafür hatte er auch von Richelieu nie mehr als eine Abtey erhalten, die man seinem Range nicht abschlagen konnte, und von Mazarin nie etwas anders, als was er ihm im Spiele abgewann.

Die Erfahrungen, die er in dem Laufe mehrerer Jahre unter einem grossen Feldherrn eingesammelt hatte, gaben ihm für den Krieg eine entschiedne Brauchbarkeit; aber zur Zeit eines allgemeinen Friedens war nicht mehr die Rede davon. Er war der Meinung, dass an einem Hofe, an dem Schönheit und Reichthum strahlte, seine einzige Sorge seyn müsse, seinem Herrn zu gefallen, seine natürlichen Anlagen für das Spiel geltend zu machen, und in der Liebe durch neue Mittel zu siegen.

Mit den beyden ersten Planen gelang es ihm sehr gut. Er hatte es sich von jener Zeit an zum Gesetz gemacht, in dem, was sein äussres Glück betraf, alles von dem Könige zu erwarten, die Gunst nur in so weit zu achten, als sie sich auf Verdienste gründe; sich bey den Hoflingen beliebt, bey den Ministern gefürchtet zu machen; alles zu wagen, um nützliche Dienste zu erweisen, aber nichts auf Kosten der Unschuld zu unternehmen; und so ward er bald ein Genosse der Vergnügungen des Königs, ohne dadurch die Missgunst der Hoflinge rege zu machen. Das Spiel war ihm günstiger: die Liebe, oder vielmehr Unruhe und Eifersucht erstickten seine natürliche Klugheit in einer Lage, wo er ihrer am meisten nöthig hatte.

La Motte Houdancourt war eine von den Hoffräulein der Königin-Mutter. Sie war keine ausgezeichnete Schönheit, aber doch immer ausgezeichnet genug, um der berühmten Meneville einige Liebhaber wegzufangen. Wenn damals der König die Augen auf eine junge Person am Hofe warf,

so war das genug, um ihr Herz der Hofnung, oft, um es der Zärtlichkeit zu öfnen; aber wenn er mehr als einmal mit ihr sprach, so galt die Sache unter den Höflingen für ausgemacht; und jeder, der einige Ansprüche hatte, oder Liebe für sie fühlte, gab das eine wie das andere demüthig auf, und wagte von nun an nichts weiter als Aeusserungen tiefer Ehrerbietung. Der Chevalier Grammont allein war kühn genug, gerade das Gegentheil zu thun; vielleicht bloss, um den Charakter der Sonderbarkeit zu behaupten, der bey dieser Gelegenheit ganz und gar nichts taugte.

Es war ihm vorher nicht eingefallen, an Fräulein von Houdancourt zu denken, aber sobald er bemerkte, dass sie der König mit seiner Aufmerksamkeit beehrte, hielt er sie auch der seinigen werth; und nachdem er einmal in die Schranken getreten war, wurde er ihr sehr bald lästig, ohne sie zu überzeugen, dass er sehr in sie verliebt sey. Seine Verfolgungen ermüdeten sie, aber sie mochte ihn misshandeln, sie mochte ihm

drohen wie sie wollte, er trat nicht zurück. Seine ersten Neckereyen hatte sie in der Stille ertragen, weil sie immer hofte, dass er sich eines Bessern besinnen werde; da er aber hartnäckig bey seinem Sinne blieb, beklagte sie sich. Jetzt bemerkte er, dass, wenn die Liebe alle Stände gleich macht, diess nicht unter Rivalen gilt. Er wurde vom Hofe verbannt; und da in Frankreich kein Ort für ihn war, der ihn für die grösste und empfindlichste seiner Entbehrungen, für die Gegenwart und den Umgang seines Königes, hätte trösten können, so entschloss er sich nach einigen flüchtigen Betrachtungen über seine Ungnade, und einigen kleinen Flüchen gegen die Schöne, die daran Schuld war, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen, und nach England überzusetzen.

VI.

Schon einmal hatte der Wunsch, einen Mann zu sehen, den seine Verbrechen und sein Glück gleich berühmt machten, den Chevalier Grammont nach England geführt.

Die Politik nimmt sich sonderbare Vorrechte heraus. Was ihr nützlich scheint, wird erlaubt; was nothwendig ist, gilt ihr für anständig. Während der König von England den Schutz von Spanien in den Niederlanden, und den Beystand der Staaten von Holland suchte, schickten andere Mächte eine berühmte Gesandtschaft an Cromwell ab.

Dieser Mann bot damals der Welt ein seltnes Schauspiel dar. Sein Ehrgeitz hatte ihm durch grosse Verbrechen den Weg zur höchsten Gewalt eröfnet, und er behauptete sich in ihrem Besitz durch so glänzende Eigenschaften, dass er fast seiner Erhöhung würdig schien. Ein Volk, das unter allen europäischen Nationen die Unterwürfigkeit am wenigsten kennt, trug geduldig ein Joch, das ihm nicht einen Schatten der Freyheit liess, auf die es so eifersüchtig ist; und Cromwell, unter dem Titel eines Protectors Herr der Republik, gefürchtet im Innern, noch furchtbarer auswärts, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, als ihn der Chevalier Grammont sah; aber er sah

keinen Schatten eines Hofes bey ihm. Ein Theil des Adels war proscribirt, ein andrer war von den Geschäften entfernt; eine affectirte Reinheit der Sitten war an die Stelle des Luxus getreten; über die schönste Stadt der Welt war ein Schleyer der Traurigkeit und trüben Ernstes verbreitet. So brachte der Chevalier Grammont von dieser ersten Reise nichts zurück, als die Idee der Verdienste eines Bösewichts, und die Bewunderung einiger verborgenen Schönheiten, die ihm zu entdecken gelungen war.

Diess alles hatte sich geändert, als er zum zweytenmal nach England kam. Die Freude über die Wiederherstellung des Königthums war noch überall sichtbar. Nach Veränderung und Neuheit begierig, genoss die Nation das Vergnügen, einer natürlichen Regierungsform unterworfen zu seyn; sie schien nach einer langen Unterdrückung wieder aufzuathmen. Das nemliche Volk, das durch einen feyerlichen Eid die ganze Nachkommenschaft seines rechtmässigen Fürsten von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen

hatte, gab jetzt Feste über Feste, um seine Rückkehr zu feyern.

Jetzt waren beynahe zwey Jahre seit der Einsetzung des Königs verflossen. Die Aufnahme, welche der Chevalier am englischen Hofe erhielt, liess ihn bald den andern vergessen; und die angenehmen Verbindungen, die er in der Folge in England einging, trugen nicht wenig dazu bey, den Schmerz über seine Entfernung von Frankreich zu lindern.

Für einen Exulanten von seinem Charakter war England ein schönes Asyl. Alles schmeichelte hier seinem Geschmack; und die Abentheuer, die er hier erlebte, waren schwerlich die unbedeutendsten, und zuverlässig die angenehmsten seines Lebens. Aber ehe wir davon sprechen, wird es nicht undienlich seyn, eine Vorstellung von dem damaligen Zustande des englischen Hofes zu geben.

Der Drang der Umstände hatte Carl den Zweyten, von seiner frühen Jugend an, den Mühseligkeiten und Gefahren eines blu-

tigen Krieges Preis gegeben. Der Untern seines Vaters hatte ihm nichts als Unglück und Widerwärtigkeiten zum Erbtheil gelassen. Ueberall fand er diese auf seinem Weg; aber erst nach einem tödtlichen Kampfe mit dem feindlichen Schicksal unterwarf er sich dem Rathschluss der Vorsehung.

Alles, was sich in England durch Geburt oder Treue auszeichnete, hatte im Exil sein Schicksal getheilt, und die edelste Jugend von England hatte sich in der Folge um seine Person versammelt, und einen Hof gebildet, der eines bessern Schicksals würdig war.

Das Glück und der Ueberfluss, welche die Menschen, wie man behauptet, verderben, thaten einem dürftigen und herumschweifenden Hofe keinen Schaden. Die Noth, die uns wider unsern Willen tausend Wohlthaten erzeigt, vertrat auch bey ihnen die Stelle einer Erzieherin; und man fand unter ihnen den rühmlichsten Wetteifer nach Ruhm, die feinsten Sitten und die solidesten Tugenden.

Umringt von diesem kleinen, aber an Verdiensten reichen Hof, war der König von

England zwey Jahre vor der erwähnten Epoche zurückgekehrt, um den väterlichen Thron zu besteigen, und es hatte alles Anschn, dass er mit dem glorreichsten seiner Vorgänger wetteifern werde. Sein Einzug war mit grosser Pracht gefeyert worden; seine Krönung nicht minder. Kurz darauf starb der Herzog von Glocester, und unmittelbar nach ihm die königliche Prinzessin. Diese Todesfälle unterbrachen die Freuden des Hofes durch eine lange Trauer, die man endlich ablegte, um sich zum Empfang der Infantin von Portugall vorzubereiten.

Mitten unter den Festlichkeiten, die man zu Ehren der neuen Königin anstellte, in dem vollen Glanze eines strahlenden Hofes, kam der Chevalier Grammont an, um auch seinen Theil zu dieser Pracht und Herrlichkeit beyzutragen.

Die feine Bildung und der Pomp des englischen Hofes überraschte ihn nicht wenig, ob er gleich an die Grösse des französischen gewöhnt war. Der König stand an Wuchs und Schönheit niemandem nach. Sein Geist

war gebildet und angenehm, sein Charakter mild und vertraulich. Sein Gemüth war empfänglich für die verschiedenartigsten Eindrücke: er war mitleidig gegen die Unglücklichen, unbiegsam gegen Verbrecher, und zärtlich bis zum Uebermaass. In dringenden Lagen war er zu allem fähig; aber er floh die Anstrengung, sobald der Drang nachliess. In seinen zärtlichen Verbindungen ward er oft getäuscht, noch öfter unterjocht.

Der Herzog von York war von einem ganz verschiedenen Charakter. Man rühmte seinen unerschütterlichen Muth, seine unverletzliche Gewissenhaftigkeit in seinen Versprechungen, die Oekonomie in seiner Einrichtung, seine Würde, seine Thätigkeit, seinen Stolz: jedes an seiner Stelle. Mit grosser Pünktlichkeit beobachtete er die Vorschriften der Pflicht und die Gesetze der Gerechtigkeit, und galt für einen treuen Freund und einen unversöhnlichen Gegner.

Nach einem harten Kampfe der Gerechtigkeit mit dem Wohlstande, wobey endlich die erstere triumphirte, hatte er eine Hofdame

der königlichen Prinzessin, Miss Hyde, die er in Holland heimlich geheirathet hatte, öffentlich für seine Gemahlin anerkannt. Ihr Vater war damals Staatsminister: durch den Einfluss, den ihm die neue Verbindung gab, kam er an die Spitze der Geschäfte, und die Geschäfte standen sehr übel dabey. Zwar fehlte es ihm nicht an Fähigkeiten; aber unglücklicher Weise war seine Einbildung noch viel grösser als seine Talente.

Der Herzog von Ormond besass und verdiente das Vertrauen und die Achtung seines Herrn. Er hatte ihm sehr grosse Dienste geleistet, und seine Güter verlassen, um seinem Herrn im Unglück zu folgen. Ausserdem zeichnete er sich durch Verdienste und hohe Geburt aus. Er war Oberhofmeister des königlichen Hauses, erster Kammerherr und Vicekönig von Irland; aber selbst die Höflinge wagten nicht, über so viele Vorzüge zu murren. An Geist und edlem Betragen stand er dem Marschall von Grammont gleich, und wie der Marschall von Gram-

mont war er der Schmuck und die Zierde seines Hofes.

Der Herzog von Buckingham und der Graf von Saint-Albans zeigten sich in England gerade so, wie sie sich in Frankreich gezeigt haben. Der eine, voll Geist und Feuer, verschwendete, ohne Aufsehn zu machen, die unermesslichen Güter, in die er wieder eingesetzt worden war: der andre, ein Mann von mittelmässigem Geist, war von Nichts zu einem sehr ansehnlichen Vermögen gelangt, das sich täglich zu vergrössern schien, während er im Spiele verlor und eine grosse Tafel hielt.

Der Ritter Berkley, in der Folge Lord Falmouth, war ein Vertrauter und Günstling des Königs. Er commandirte die Compagnie der Leibgarde des Herzogs von York, und den Herzog selbst. Sein Aeusseres hatte nichts Glänzendes, mit seinem Geiste war es fast das nemliche; seine Gesinnungen aber waren des Glückes werth, das auf ihn wartete. Unglücklicher Weise kam er in dem Augenblicke seiner Erhe-

hung auf dem Meere um. Sein edles Gemüth that sich durch die reinste und seltenste Uneigennützigkeit kund. Er hatte keinen andern Gedanken als den Ruhm seines Herrn; und allen seinen Einfluss benutzte er, ihn an die Belohnung erwiesner Dienste zu erinnern, und dem Verdienste seine Gnade zuzuwenden. Im Umgange war er so bescheiden, als ob ihn die Auszeichnungen der Gunst demüthigten, und sein Betragen war so aufrichtig, dass man ihn nie für einen Hofmann hätte halten sollen.

Die Söhne des Herzogs von Ormond und seine Neffen waren dem Hofe des Königs in das Exil gefolgt, und entstellten ihn nach seiner Zurückkunft nicht. Der Graf Arran besass eine besondre Gewandtheit in allen Leibesübungen; er war ein Ball- und Guitarren-Spieler, und in der Liebe ziemlich glücklich. Sein älterer Bruder, der Graf Ossery, hatte weniger glänzende Eigenschaften, aber viel Geistesgrösse und Rechtschaffenheit.

Ihr Cousin, der ältere Hamilton, wurde

sich am besten am ganzen Hofe zu kleiden. Er war wohl gebildet und besass die erfreulichen Gaben, die in der Welt und in der Liebe zum Glück führen. Kein Hofmann war emsiger in seinen Pflichten als er. Er besass die feinsten Manieren, einen gewandten und gebildeten Geist, und die regelmässigste Aufmerksamkeit für seinen Herrn. Niemand tanzte besser, niemand war so coquet als er; und auch dieses Verdienst galt etwas an einem Hofe, wo man nur für Galanterie und Feste lebte. Man darf sich nicht wundern, dass ihm seine Eigenschaften in der Folge den Platz des Lord Falmouth verschafften, aber wohl, dass ihn das nehmliche Schicksal hinwegraffte, als ob dieser Krieg nur gegen das Verdienst unternommen worden, oder als ob diese Art von Kampf nur denen verderblich seyn sollte, die sich nicht Hofnung zu einem glänzenden Glück machen durften. Dieses Unglück ereignete sich indess erst einige Jahre später.

Der schöne Sidney war nicht so gefährlich als er schien. Es fehlte ihm an Leb-

haftigkeit, um das zu leisten, was sein Aeussres versprach; aber der wahre Günstling des Glücks und der Liebe, war der kleine Germain, der Neffe des Grafen von Saint-Albans. Sein Onkel hatte ihn vorlängst adoptirt, ob er gleich nur der jüngste von seinen Neffen war. Man weiss, welche herrliche Tafel dieser ehrliche Mann zu Paris hielt, während der König, sein Herr, zu Brüssel Hungers starb, und die Königin-Mutter, seine Herrin, in Frankreich nicht sonderlich zu leben hatte.

Von dem Reichthum seines alten Oheims unterstützt, fand es Germain nicht schwer, bey seiner Ankunft an dem Hofe, der Prinzessin von Oranien eine bedeutende Figur zu machen. Von den armen Hofleuten des Königs, ihres Bruders, konnte es ihm keiner an Equipagen und Glanz gleich thun: und diese beyden Dinge führen in der Liebe oft eben so weit als das wahre Verdienst. Man braucht die Beyspiele nicht zu suchen. Germain war brav und ein wackrer Edelmann, aber ausserdem kamen ihm weder glänzende

Thaten, noch eine ausgezeichnete Geburt zu stattten; auch seine Figur war eben nicht erstaunenswürdig. Er war klein, hatte einen grossen Kopf und dünne Beine. Sein Gesicht war nicht unangenehm, aber die Haltung seines Körpers und seine Manieren waren gezwungen und unnatürlich. Sein ganzer Witz bestand in einem Magazin von Ausdrücken, die er, nach Gelegenheit, bald zum Spott, bald zu ernsthaften Erklärungen brauchte. Das war der Bestand eines Verdienstes, das in der Liebe so furchtbar schien.

Eine der ersten, die sich davon bethören liessen, war die königliche Prinzessin selbst, und Miss Hyde, die noch einige Schritte vor ihrer Gebieterin voraus hatte. Dies gab ihm ein Ansehn in der Welt, und sein Ruf war in England gegründet, ehe er ankam. Wenn aber einmal die Köpfe der Weiber mit einem günstigen Vorurtheile erfüllt sind, so ist nichts leichter, als den Weg zu ihrem Herzen zu finden. Germain fand sie in einer so günstigen Stimmung, dass er nur zu reden brauchte.

Nun zeigte sich zwar sehr bald, dass dieser so leicht gegründete Ruf noch viel schwächer unterstützt wurde. Aber auch diese Entdeckung war unnütz; die Bethörung dauerte fort. Die Gräfin von Castelmaine, eine lebhafte Frau und grosse Kennerin, verfolgte den falschen Schimmer, der sie verführt hatte. Umsonst hatte sie sich über seinen Lauf, der so viel versprach und so wenig hielt, eines bessern belehrt; sie blieb dennoch mit einer solchen Hartnäckigkeit auf ihrem Sinn, dass sie beynahe darüber mit dem Könige zerfallen wäre. Das war in ihrem Leben das erste Beyspiel einer so standhaften Treue.

Dies waren die Helden des Hofes. Was aber die Damen betrift, so durfte man die Augen hinwenden, wohin man wollte, und man fand gewiss etwas, das sie fesselte. Den grössten Ruf besass die eben genannte Gräfin von Castelmaine, nachherige Herzogin von Cleveland, Lady Chesterfield, Lady Schrewsbery, Lady Roharts und Middleton, die beyden Miss Brouks und

hundert andre, die mit gleichen Ansprüchen am Hofe glänzten, aber seine ersten und schönsten Zierden waren Miss Hamilton und Miss Stevart.

Die neue Königin vermehrte den Glanz des Hofes weder durch ihre eigne Person, noch durch ihr Gefolge. Dies Gefolge bestand damals aus der Gräfin Panetra, die als *Dame d'honneur* mit ihr herüber gekommen war, aus sechs Ungeheuern, die sich Hofdamen nannten, und einem siebenten Ungeheuer, ihrer Duenna, die die Aufsicht über diese scheinwürdige Sammlung führte.

Die Männer ihres Gefolges waren Francisco de Melo, der Bruder der Gräfin Panetra, und ein gewisser Taurauvedes, der sich Dom Petro Francisco Correo de Silva nennen liess. Er war schon zum Mahlen, aber für sich allein toller als alle Portugiesen zusammengenommen, und noch stolzer auf seine vielen Nahmen als auf seine schöne Gestalt. Der Herzog von Buckingham, der noch toller war als er, und ein viel ärgerer Spötter, hing ihm noch

den Nahmen *Pedro de madeira* (hölzerner Peter) an. Den armen Correo de Silva erbitterte dieser Scherz so sehr, dass er sich, nach vielen unnützen Klagen und einigen fruchtlosen Drohungen, genöthigt sah, England zu verlassen; und der glückliche Herzog von Buckingham erbte eine portugiesische Nymphe, die er ihm mit seinem zwey Nahmen entführt hatte, und die noch viel hässlicher war, als die Fräulein der Königin. Ihr übriges Gefolge bestand aus sechs Capellanen, vier Beckern, einem Parfumeur jüdischer Nation, und einem Offizianten, der wahrscheinlich keine Dienste that, und sich den Barbier der Infantin nannte. Catharina von Braganza machte keinen Anspruch darauf, an einem liebenswürdigen Hofe zu glänzen, an welchem sie herrschen sollte; und diess gelang ihr in der Folge sehr gut. Der Chevalier Grammont war der königlichen Familie schon seit langer Zeit bekannt, so wie den meisten Herrn vom Hofe; er brauchte also nur die Bekanntschaft der Dame zu machen. Hierzu hatte er keinen

Dollmetscher nöthig. Fast alle sprachen französisch genug, um sich verständlich zu machen, und wussten wenigstens genug, um alles zu verstehn, was er ihnen zu sagen hatte.

Der Hof war immer sehr zahlreich bey der Königin, minder gross bey der Herzogin, aber dafür desto erlesener. Die Herzogin hatte viel Anstand und Würde, einen ziemlich schönen Wuchs, übrigens keine besondern Reize, aber viel Geist, und einen feinen richtigen Sinn für jedes Verdienst. Wer Ansprüche dieser Art zu machen hatte, Männer und Frauen, wurde bey ihr ausgezeichnet. In ihrem Betragen herrschte eine gewisse Grösse, als ob sie in dem Range geboren wäre, der sie dem Throne so nah stellte. Die Königin-Mutter hatte sich in Frankreich aufgehalten, und kehrte jetzt nach der Vermählung von Madame (der Herzogin von Orleans) zurück. Beyde Höfe vereinigten sich an dem Ihrigen.

Der Chevalier Grammont war bald bey allen beliebt. Wer ihn noch nicht kannte,

wunderte sich, einen solchen Charakter bey einem Franzosen zu finden. Die Wiederherstellung des Königthums hatte Menschen aus allen Nationen am Hofe versammelt, und die Franzosen hatten sich nicht beliebt gemacht. Dies ging ganz natürlich zu, denn die, welche zuerst am englischen Hofe auftraten, waren keine Leute von Bedeutung, sondern junge Brauseköpfe, einer immer alberner und unbändiger als der andre; Gecken, die alles verachteten, was nicht ihnen glich, und sich einbildeten, die feinen Sitten einzuführen, wenn sie die Engländer in ihrem eignen Lande als Fremde behandelten. Der Chevalier Grammont hingegen bequemte sich nach jedermann, richtete sich nach den einheimischen Sitten, aß von allem, und fand sich leicht in eine Lebensart, die ihm weder roh noch ungeschliffen schien. Man fand bald, wie sehr seine natürliche Gefälligkeit und Hingebung gegen das anmaaßliche und eckle Wesen der übrigen abstach, und ganz England war von einem Mann entzückt, dessen Geist und Charakter auf eine so ange-

nehme Art für die lächerlichen Anmaassungen der ersten Ankömmlinge entschuldigte.

Der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war der König, an dessen Vergnügungen er bald Antheil nahm. Er spielte hoch, und verlor selten. Ueberhaupt fand er den Unterschied zwischen den Sitten und der Unterhaltung in der Gesellschaft, die er hier am öftersten sah, und der, die er in Frankreich verlassen hatte, so gering, daß er die Veränderung des Orts kaum bemerkte. Alles was einen Mann von seinem Charakter angenehm beschäftigen k...n, bot sich ihm überall dar: seine mannichfaltigsten Neigungen wurden befriedigt, und es war nicht anders, als ob das Vergnügen den französischen Hof verlassen hätte, um ihm in seine Verweisung zu folgen.

Es verging kein Tag, wo er nicht diese oder jene Einladung bekam, und wer ihn bey sich sehen wollte, musste ihn endlich acht oder zehn Tage vorher einladen. Diese Art von Drang kann in die Länge sehr lästig werden; aber da ein Mann von seinem Cha-

rakter diese Pflichten als unerlässlich betrachtet, und es gerade die angesehnsten und gebildetesten Mitglieder des Hofes waren, die sich am meisten um ihn bewarben, so unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit gutem Anstande, behielt sich aber immer die Freyheit vor, in seinem eignen Hause zu Abend zu essen.

Die Zeit dieser Soupers hing vom Spiele ab; das heisst, sie war ausnehmend ungewiss. Aber dafür war die Mahlzeit ausgesucht. Die Besorgung davon war einem oder zwey Offizianten anvertraut, die sich auf eine gute Küche verstanden, nicht übel servirten, und noch besser stahlen.

Die Gesellschaft war bey diesen kleinen Mahlzeiten nicht sehr zahlreich, aber immer gewählt. Der bessre Theil des Hofes war gewöhnlich dabey, und niemals fehlte der Mann, der ihm bey solchen Gelegenheiten am besten gefiel, der bekannte Saint-Evremont, der sorgfaltige, aber allzu freymuthige Verfasser der Geschichte des pyrenäischen Friedens, der so wie er,

obgleich aus ganz verschiedenen Ursachen, aus Frankreich verbannt war.

Zum Glück für beyde hatte ihn der Zufall kurz vor dem Chevalier Grammont nach England geführt, nachdem er vorher in Holland Zeit gehabt hatte, die Schönheit jener berühmten Satyre zu bereuen.

Seit dieser Epoche war der Chevalier Grammont sein Held. Sie besassen beyde alle Eigenschaften, die der Umgang mit der grossen Welt und mit gebildeten Menschen glücklichen Anlagen zugesellt. Saint-Evremonts Geist war frivolen Bethörungen weniger ausgesetzt, als sein Freund, und so nahm er sich die Freyheit, dem Chevalier von Zeit zu Zeit eine kleine Lection zu lesen, und durch Betrachtungen über die Vergangenheit seine Ideen bald über die Gegenwart, bald über die Zukunft aufzuklaren.

„Sie führen jetzt, sagte er unter anderm, das angenehmste Leben, das ein Mann von Ihrem Charakter wünschen kann. Sie sind die Freude eines jungen, lebhaften und galanten Hofes. Der König macht keine Lust-

partie, ohne Sie daran Theil nehmen zu lassen. Sie spielen vom Morgen bis zum Abend, oder eigentlich vom Abend bis zum Morgen, ohne zu wissen, was Verlust heisst. Statt das Geld, was Sie mitgebracht haben, hier zu verzehren, wie Sie anderwärts thun, haben Sie es verdoppelt, verdreyfacht, vervielfacht, fast mehr als Sie wünschen konnten, trotz dem ungeheuern Aufwande, den Sie unvermerkt machen. Keine Lage für Sie kann glücklicher seyn. Erhalten Sie sich darinne, Chevalier; hüten Sie sich, Ihre alten Sünden zu erneuern, und sich selbst das Spiel zu verderben. Fliehen Sie die Liebe; es gibt andre Freuden für Sie. Bis jetzt ist sie Ihnen nicht günstig gewesen. Sie wissen wohl, was Ihnen die Galanterie kostet; nicht jedermann hat so theure Erfahrungen gemacht. Spielen Sie wacker; ergötzen Sie den Hof durch Ihre herrlichen Geschichten; aber fliehen Sie alle Verbindungen, durch die Sie in Gefahr gerathen, Ihre Vorzüge zu verlieren, und zu vergessen, dass Sie fremd und in diesen glücklichen Freystaat verbannt sind."

„Das Glück kann seiner Gunst müde werden. Was hätten Sie anfangen wollen, wenn Ihr letztes Misgeschick in einen Zeitpunkt gefallen wäre, dergleichen wir mehrere in Ihrem Leben gesehen haben, wo Ihre Kasse erschöpft war? Sparen Sie Ihr Geld, Chevalier! Huldigen Sie diesem Gotte, dem unentbehrlichsten von allen, und entsagen dem andern. Man wird wahrscheinlich am französischen Hofe Ihrer Abwesenheit früher müde werden, als Sie des Aufenthaltes an dem englischen. Aber wie es auch kommen mag, sorgen Sie für Geld. Hat man viel Geld, so kann man sich leicht trösten im Exil. Aber ich kenne Sie, lieber Chevalier. Wenn Ihnen die Grille in den Kopf kommt eine Frau zu verführen, oder einen Liebhaber zu stürzen, so reicht der Spielgewinn für Ihre Geschenke und Ihre Bestechungen nicht hin. Gewiss, das Spiel kann Ihnen noch so günstig seyn, Sie werden doch nie so viel gewinnen als die Liebe Sie verlieren lassen wird, wenn Sie ihr einmal unterliegen."

„Sie sind im Besitz von tausend glänzenden

Eigenschaften, die Ihnen niemand hier streitig macht. Sie sind freygebig, dienstfertig, voll Einsicht, Feinheit, Zartheit und Welt, und in den Annehmlichkeiten des Geistes unnachahmlich. Bey einer strengen Prüfung würde vielleicht nicht alles die Probe aushalten; aber es sind dies Ihre glänzenden Stellen, und da man Ihnen diese ohne weitere Prüfung zugesteht, so bemühen Sie sich nicht, andre sehen zu lassen. Denn in der Liebe sind Sie nicht mehr derselbe Mann, wenn man überhaupt Ihre Art, mit dem schönen Geschlecht umzugehn, Liebe nennen darf."

„Mein Herr Philosoph, unterbrach ihn der Chevalier, du spielst hier den Cato aus der Normandie — — — Und ist das, was ich sage, etwa nicht wahr? fuhr Saint-Evremont fort. Ist es etwa nicht wahr, dass, wenn Ihnen eine Frau gefällt, Ihre erste Sorge ist, sich zu erkundigen, ob sie einen andern Liebhaber hat; Ihre zweyte, sie zu quälen. Denn ihr Liebe einzuflössen, das

ist gerade Ihr letzter Gedanke. Gewöhnlich treten Sie nur darum in die Schranken, um die Ruhe eines andern zu stören. Eine Geliebte ohne Liebhaber würde für Sie keinen Reiz haben, und ihre Reize würden ihr selbst nichts helfen. Bezeugt das nicht jeder Ort, wo Sie gewesen sind? Soll ich Ihr Probestück in Turin erwähnen? oder den Streich, den Sie zu Fontainebleau dem Courier der pfälzischen Prinzessin spielten, den Sie auf der Landstrasse plünderten? Und worauf lief dieses herrliche Unternehmen hinaus, als ihm einige Beweise ihrer Zärtlichkeit für einen andern abzujagen, und sie durch Vorwürfe und Drohungen, zu denen Sie gar kein Recht hatten, zu beschämen und zu quälen."

„Ist wohl jemand vor Ihnen auf den Einfall gekommen, sich auf einer Treppe in Hinterhalt zu legen, um einem Liebhaber die Schäferstunde zu verderben, und da er schon mit halbem Leibe in der Kammer seiner Geliebten hing, ihn bey den Beinen zurückzuziehn? Und doch spielten Sie diesen Streich Ihrem Freund, dem Herzog von Bucking-

ham, der nicht einmal Ihr Nebenbuhler war, auf seiner nächtlichen Wanderung zu..... Wie viele Spione hielten Sie auf den Beinen, um die Olonne zu belauern! Mit was für Stratagemen haben Sie die Gräfin von Fiesque umringt, belistet und verfolgt? Und diese wäre Ihnen vielleicht treu gewesen, wenn Sie sie nicht selbst zur Untreue gezwungen hätten. Und zu allerletzt — denn das Register Ihrer Missethaten ist unendlich — erlauben Sie mir, Sie zu fragen, warum Sie hier sind? Verdanken wir es nicht ebenfalls dem feindseligen Dämon, der Ihnen den verwegenen Gedanken eingeflösst hat, sogar die galanten Freuden Ihres Herrn stören zu wollen? Seyn Sie also in diesem Punkte hier vorsichtiger. Alle Plätze bey den Schönen des Hofes sind besetzt: und wenn die Engländer bey ihren Weibern nachsichtig sind, so sind sie durchaus nicht geneigt, sich eine Unbeständigkeit bey ihren Geliebten gefallen zu lassen, oder einen begünstigtern Nebenbuhler zu dulten. Gönnen Sie ihnen also

die Ruhe, und ziehen sich nicht unnützer Weise ihren Hass zu."

„Auch dürfen Sie nicht hoffen, Ihr Glück bey den Unverheiratheten zu machen? Man verlangt hier ernstliche Absichten und einen festen Grund. Sie haben das eine so wenig als das andere. Jedes Land hat seine eigenthümlichen Sitten. In Holland sind die Mädchen zugänglich und von gutmüthiger Natur, aber in der Ehe sind sie Lukrétien. Bey Euch sind die Weiber vor der Copulation verbuhlt, und noch verbuhlter nachher; aber hier ist es ein Wunder, wenn ein Mädchen einem Liebhaber Gehör giebt, der nicht gleich von der Ehe spricht, und ich hoffe nicht, dass Sie von Gott so verlassen sind, um daran zu denken."

So klangen Saint-Evremonts Predigten, aber es waren Predigten in der Wüste. Der Chevalier hörte sie an, weil sie ihm Vergnügen machten; auch gestand er ihre Wahrheit zu; aber darnach zu thun, hatte er wenig Lust. Durch die Gunst des Glücks ermüdet, fing er gerad in derselben Zeit

an, die Gunst der Liebe auf die Probe zu stellen.

Lady Middleton war der erste Gegenstand seiner Bemühungen. Sie war eine der schönsten Frauen in der Stadt, am Hofe aber noch wenig bekannt. Ihre Begierde zu gefallen erlaubte ihr nicht, einen Bewerber abzuschrecken. Sie liebte den Glanz, und hätte es darinn gern den ersten Häusern gleich gethan; aber ihre Umstände hielten einen lang dauernden Aufwand nicht aus. Das alles passte in Grammont's Plan. Er wandte sich also, ohne weitere Umstände, an ihren Pförtner, um ihr aufzuwarten, und wählte einen ihrer Liebhaber zu seinem Vertrauten.

Dieser Liebhaber war der heutige Graf Ranelagh, damals Jones. Dieser Mann war nicht auf den Kopf gefallen; aber er nahm sich des Chevaliers bey dieser Sache an, um einem gefährlichen Nebenbuhler leichter entgegen zu arbeiten, und ihm die Ausgaben aufzubürden, die ihm selbst Listig

fielen. In der That sorgte der Chevalier für beydes, wie jener gewunscht hatte.

Sogleich wurden Spione in Bewegung gesetzt, Briefe geschrieben, und Geschenke überschickt. Man hörte ihn mit der grossten Gefalligkeit an; man entzog sich seinen verliebten Blicken nicht; man erwiederte sie sogar; aber das war auch alles. Er bemerkte auch bald, dass Lady Middleton gern nahm, aber selbst wenig gab, und so fing er an, sein Glück anderwärts zu suchen, ohne doch auf seine Ansprüche Verzicht zu thun.

Unter den Hoffräulein der Königin war eine, Namens Warmstree, eine von der andern durchaus verschiedne Schonheit. Lady Middleton war gut gewachsen, blond und weiss; aber in ihren Manieren und ihrer Art sich auszudrucken, hatte sie etwas kostbares und unnatürliches. Ihr indolentes Schmachten war nicht nach jedermanns Geschmack; man schlief ein, wenn sie die Empfindungen eines Zartgefühls ausdrückte, wovon sie selbst nichts begriff, und wenn sie glänzen wollte,

wurde sie langweilig. So quälte sie sich und andre, und die Eitelkeit, für geistvoll zu gelten, brachte ihr nichts ein, als den Ruf einer langweiligen Gesellschafterin, einen Ruf der ihre Schonheit lange überlebt hat.

Miss Warmstree war braun. Sie hatte weder Wuchs noch Anstand, aber sehr blendende Farben, feurige Augen, und lockende Blicke, die nichts sparten, um Herzen zu fesseln, und alles versprachen, um sie in den Fesseln zu halten. Die Folge hat nur zu deutlich gezeigt, dass sie auch mit den kuhnsten Verheissungen ihrer Blicke im Einverständniss war.

Zwischen diesen beyden Gottheiten schwankten die Wunsche des Chevaliers, zwischen ihnen waren seine Geschenke getheilt. Alle Wochen kam aus Paris eine Sendung von parfumirten Handschuhen, Taschenspiegeln, Bestecken, eingemachten Aprikosen, wohlriechenden Wassern, und andern kleinen Lebensmitteln der Liebe, nebst einem neuen Kleide für ihn selbst. Geschenke von solidierer Art, als Ohrenringe, schöne Diamanten

und funkelnde Guineen, fanden sich in London selbst, wie man sie wünschte, und die Schönen nahmen eben so gern damit vorlieb, als ob sie wer weiss wie weit herkämen.

Auch Miss Stevart fing damals an durch ihre Schönheit Aufsehn zu machen. Die Gräfin von Castelmaine bemerkte, dass der König sie bisweilen mit Wohlgefallen betrachtete; aber statt sich darüber Sorgen zu machen, begünstigte sie vielmehr selbst diesen neuen Geschmack, entweder aus einer Unklugheit, die man nur zu oft bey Personen findet, die sich für besser halten als andere, oder um die Aufmerksamkeit des Königs durch diese Zerstreuung von ihrem eignen Verkehr mit Germain abzulenken. Nicht genug, dass sie ganz ruhig über eine Auszeichnung schien, die schon der ganze Hof bemerkte, gab sie sich sogar die Mine, eine besondre Zärtlichkeit für Miss Stevart zu fühlen, zog sie zu allen Soupers, die sie dem König gab, ja, sie trieb, im Vertraun auf ihre Reize, die Unbesonnenheit so weit, dass sie ihr oft einen Platz in ihrem Bette ein-

räumte. Der König verfehlte selten, Lady Castelmaine vor dem Aufstehn zu besuchen, und verfehlte eben so wenig, Miss Stevart bey ihr im Bett zu finden. Bey einer neuen Liebschaft gewinnen auch die gleichgültigsten Dinge einen gewissen Reiz. Aber die unvorsichtige Castelmaine war ganz unbesorgt, ihre Rivalin neben sich in dieser Lage sehen zu lassen: sie glaubte es immer in ihrer Gewalt zu haben, über alle Vortheile obzusiegen, welche die Stevart aus diesen Veranlassungen ziehen könnte. Sie irrte sich. Die Sache nahm einen andern Gang.

Der Chevalier Grammont sah dieses Verfahren, ohne es zu begreifen; aber immer aufmerksam auf die Neigungen des Königs, schmeichelte er seinen Geschmack, indem er die Vorzüge der neuen Geliebten erhob. Sie war übrigens mehr blendend als einnehmend, und man konnte nicht leicht weniger Geist und mehr Schönheit haben. Alle ihre Züge waren schön und regelmässig: nur ihr Wuchs war es nicht. Doch war er zart,

ziemlich schlank und etwas grösser als bey den meisten Weibern. Sie hatte Grazie, tanzte gut, und sprach besser französisch als ihre Muttersprache. Ausserdem war sie artig im Umgang, und besass die Kunst sich zu putzen, die man nicht leicht erwirbt, wenn man sie nicht von Jugend auf in Frankreich gelernt hat. Ihre Schönheit fand den Weg zum Herzen des Königs, während die reizende Castelmaine mit der ihrigen nach dem Eigensinn ihrer Laune wirthschaftete.

Lady Hyde nahm auch eine bedeutende Stelle unter den Schönheiten ein, die, von Vorurtheilen bethört, Germains Vorzüge geschändigt hatten. Sie hatte jetzt eben einen Mann geheirathet, den sie liebte, und war dadurch Schwägerin der Herzogin von York geworden. Ausserdem besass sie eine Menge eigenthümlicher und glänzender Vorzüge, viel Geist und ausgezeichnete Anmuth. Gleichwohl meinte sie, durch alle ihre guten Eigenschaften ihren Ruhm noch nicht hinlänglich gesichert zu haben, wenn sie nicht von sich und Germain zu reden gäbe.

Sie legte also Hand ans Werk, und warf sich, um ihren Ruf zu krönen, dem siegreichen Germain an den Hals.

Lady Hyde hatte einen mittelmässigen Wuchs; ihre Haut war blendend weiss, ihre Hände gut gebildet, ihr Fuss bewundernswürdig, selbst in England. Durch eine lange Gewohnheit waren ihre Blicke so schmachtend geworden, dass sich ihre Augen immer nur auf gut chinesisch öfneten, und wenn sie liebäugelte, so hätte man denken sollen, dass sie noch etwas mehr thate.

Germain liess sich ihr Entgegenkommen anfangs gefallen: aber da er sich bald nicht weiter zu helfen wusste, fand er für gut, sie der Castelmaine aufzuopfern. Dies Opfer mislel der Gräfin nicht. Sie genoss den Triumph, Germain so vielen Nebenbuhlerinnen entrissen zu haben; aber im übrigen war sie darum nicht besser dran.

Um dieselbe Zeit war Jacob Hall, ein berühmter Seiltanzer, ausnehmend in London beliebt. Seine öffentlichen Proben von Gewandtheit und Stärke entzückten die Zu-

schauer; man wünschte ihn auch in Privatverhältnissen kennen zu lernen; denn in seinem Tänzercostüme schien er ganz anders gebildet, und vorzüglich mit ganz andern Beinen begabt, als der glückliche Germain. Wenn man den Muthmaassungen des Publikums und einigen Gassenliedern glauben darf, die dem Seiltänzer mehr Ehre machten, als der Gräfin, so täuschte er ihre Erwartungen nicht. Aber die Lady setzte sich über alle kleinlichen Gerüchte hinaus, und schien schöner und reizender als je.

Während sich nun die Satyre auf ihre Unkosten lustig machte, schlug man sich alle Tage um die Gunst einer andern Schöne, die eben so wenig damit kargte, als Lady Castelmaine. Diese Schöne war Lady Schrewsbury.

Der Graf Arran war einer ihrer ersten Liebhaber gewesen, und war nicht der letzte, der sie verliess. Sie ist übrigens weniger durch ihre Eroberungen als durch die Unfälle berühmt geworden, die sie veranlasst hat. Ihr grösstes Verdienst setzte sie in eine

unruhige Lebhaftigkeit, worinn sie es allen Weibern zuvorthat. Niemand konnte sich rühmen, allein im Besitz ihrer Gunst gewesen zu seyn: aber auch niemand konnte sich beklagen, dass sie ihn ungetrostet gelassen habe.

Germain fand es sehr übel, dass sie ihm nicht von selbst entgegen gekommen war, ohne zu bedenken, dass sie keine Zeit dazu hatte. Seine Eitelkeit war empfindlich gereizt; und sehr zu seinem Unglück liess er sich einfallen, sie ihren andern Liebhabern untreu zu machen.

Einer von diesen war Thomas Howard, der Bruder des Grafen von Carlisle, einer der tapfersten und schönsten Männer in England. Sein Aeusseres war kalt; sein Betragen schien sanft und friedlich: aber niemand war leicht so stolz und heftig als er. Lady Schrewsbury war von den ersten Lockungen des unüberwindlichen Germain wie bethört. Sie sah Howards Unzufriedenheit darüber: aber sie war darum unbekümmert. Da sie ihn aber doch schonen wollte, nahm sie

eine Collation von ihm an, die er ihr schon so oft vorgeschlagen hatte, dass sie nicht das Herz hatte, sie länger abzulehnen. Ein gewisser Garten, Spring-Garden genannt, war dazu bestimmt worden.

Diese Partie war kaum verabredet, als Germain unter der Hand Nachricht davon bekam. Howard hatte in dem Regiment der Garde eine Compagnie, und ein Soldat von dieser Compagnie spielte die Sackpfeife. Diese Sackpfeife war mit bey dem Feste, und Germain fand sich, wie von ohngefähr, in dem Garten ein. Aufgeblasen von seinem ersten Glück, hatte er seine siegreichste Minen angenommen, um dieser letzten Eroberung das Siegel aufzudrücken; und so bald er in dem Garten erschien, erschien Lady Schrewsbury auf dem Balkon.

Ich weiss nicht, wie sie ihren Helden fand, aber Howard fand ihn nicht nach seinem Geschmacke. Dies hielt ihn indess nicht ab, auf den ersten Wink der Lady hinauf zu kommen; und nicht genug, dass er bey einem Feste, das ihn gar nichts

anging, den Herrn spielte, bemächtigte er sich ausschliessend der Aufmerksamkeit seiner Schönen, erschöpfte den ganzen Vorrath seiner Gemeinplätze und seiner kleinen Ironie, machte sich über die Mahlzeit lustig und verhöhnte die Musik.

Howard war kein sonderlicher Spassmacher: und da er sich noch weniger gefallen liess, war er drey mal im Begriff das Fest mit Blut zu beflecken, aber dreymal unterdrückte er seine natürliche Hitze, um seinen Zorn anderwärts ohne Hinderniss zu befriedigen.

Germain trieb indess sein Spiel nach wie vor, ohne sich um Howards üble Laune zu kümmern: sprach ohn' Unterlass mit Lady Schrewsbury, und verliess sie nicht eher, als nach geendigter Mahlzeit.

Stolz über seinen Triumph legte er sich nieder, und ward am andern Morgen durch eine Ausfoderung aufgeweckt. Er nahm Gilles Rawlings zum Secundanten, einen Liebling der Weiber und grossen Spieler. Howard wählte sich Dillon, einen ge-

wandten, braven und sehr rechtschaffnen Mann, der unglücklicher Weise ein vertrauter Freund von Rawlings war.

Bey diesem Zweykampfe war das Glück nicht auf Seiten der Günstlinge Amors. Der arme Rawlings blieb auf der Stelle, und Germain wurde mit drey Stichen durch den Leib und mit wenigen Zeichen des Lebens zu seinem Oheim getragen.

Während diese Begebenheit den Hof auf mannichfaltige Weise beschäftigte, erhielt der Chevalier Grammont von seinem Freund, Vertrauten und Nebenbuhler Jones die Nachricht, dass sich ein neuer Liebhaber bey Lady Middleton eingefunden habe. Dies war Montagu, den sein Aeussres nicht gefährlich machte, aber wohl seine Ausdauer, die Gewandtheit seines Geistes, und manche andre Gaben, die auch für etwas gerechnet werden, wenn man sie geltend machen darf.

Es brauchte nicht die Hälfte so viel, um die ganze Thätigkeit des Chevaliers rege zu machen. In der Unruhe seines Gemüthes stellten sich ihm alle Mittel dar, welche

Rachsucht, böser Wille und Erfahrung an die Hand gibt, um die Ruhe eines Nebenbuhlers zu stören, und die Hofnungen einer Geliebten zu vereiteln. Sein erster Gedanke war, ihre Briefe zurückzuschicken und sein Geld wieder zu fodern, ehe er anfinge sie zu quälen; doch verwarf er diesen Plan als seiner unwerth, und war schon im Begriffe Angst und Noth über die arme Middleton zu verhängen, als er zufälliger Weise Miss Hamilton sah. Von diesem Augenblick an war sein Groll gegen die erste erloschen, und sein Eifer für Miss Warmstree erkaltet. Keine Unbeständigkeit, kein Schwanken war mehr in seinem Gemüthe. Ein Gegenstand fesselte alle seine Wunsche, und von seinen alten Gewohnheiten blieb ihm nur noch die Unruhe und die Eifersucht zurück.

Seine erste Sorge war jetzt zu gefallen; aber er wurde bald gewahr, dass, wenn er hier zu seinem Ziele gelangen wollte, er nicht seinen gewöhnlichen Weg einschlagen dürfe.

Die ziemlich zahlreiche Familie von Miss

Hamilton bewohnte ein grosses und bequemes Haus in der Nähe des Hofes. Die Familie des Herzogs von Ormond, und alles was sich in London auszeichnete, kam hier fast täglich zusammen.

Auch der Chevalier Grammont wurde in diesem Hause mit der Achtung aufgenommen, die sein Stand und seine Verdienste foderten. Er schien sich zu wundern, so viele Zeit anderwärts verschwendet zu haben; aber nachdem er diese Bekanntschaft gemacht hatte, suchte er keine andre.

Jedermann fand, dass Miss Hamilton die aufrichtigste und ernsthafteste Neigung verdiente. Ihre Geburt setzte sie den ersten Häusern gleich; aber ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit war schlechterdings unvergleichlich.

VII.

Der Chevalier Grammont war mit seinen Galanterien nicht sonderlich zufrieden. Er war glücklich, ohne geliebt zu seyn, und wurde eifersüchtig, ohne zu lieben.

Wir haben vorhin gesagt, dass Lady Middleton in grosser Gefahr stand, sein Talent die Weiber zu quälen, keinen zu lernen, nachdem sie seine Gabe zu gefallen erprobt hatte.

Er suchte sie in dieser Absicht auf einem Balle bey der Königin auf. Sie war da, aber zum Glück für sie, Miss Hamilton auch. Der Zufall hatte gewollt, dass er von allen Schönheiten des Hofes gerade diese am wenigsten gesehn, und dass man ihm gerade diese am meisten gerühmt hatte. Er sah sie also jetzt zum erstenmale in der Nähe, und fand, dass er bis auf diesen Augenblick nichts am Hofe gesehn habe. Er unterhielt sie; sie sprach mit ihm. So lange sie tanzte, waren seine Blicke auf sie geheftet, und von diesem Augenblicke an fühlte er keine Rache mehr. Sie stand in dem glücklichen Alter, wo sich die Reize des schönen Geschlechts allmählig entfalten. Sie hatte den schönsten Wuchs, den schönsten Busen, die schönsten Arme von der Welt. Sie war gross, und graziös selbst in ihren kleinsten Bewegungen.

Alle Weiber nahmen ihren Geschmack in der der Kleidung und im Kopfputze nach. Ihre Stirn war frey, weiss und glatt; ihre Haare waren gut gewachsen und fugten sich von selbst in die natürliche Ordnung, die so schwer zu finden ist. Ihre Gesichtsfarbe hatte einen frischen Glanz, den man mit erborgten Farben nie erreicht. Ihre Augen waren nicht gross, aber lebhaft, und ihre Blicke sagten alles, was sie wollte. Ihr Mund war sehr angenehm gebildet, und der Umriss ihres Gesichtes untadelhaft. Eine kleine, niedliche, ein wenig aufgeworfne Nase war unter den Zierden ihres liebenswürdigen Gesichtchens nicht die geringste. Kurz, ihr Anstand, ihre Haltung, die Grazie, die über ihr ganzes Wesen verbreitet war, liess bey dem Chevalier keinen Zweifel über ihre andern Vollkommenheiten zurück. Ihr Geist war ihrer Gestalt ähnlich. Sie suchte nicht mit jener ungestümen Lebhaftigkeit im Gespräche zu glänzen, die durch ihre Ausbrüche betäubt; noch mehr aber vermied sie den affektirten schleppenden Ton,

der mit seiner Schwerfälligkeit einschläfert. Ohne sich zum Reden zu drängen, sagte sie was nöthig war, und nicht mehr. Sie hatte den richtigsten Blick für das ächte Verdienst und für falschen Schimmer, und statt mit ihrem Witz und ihren Einsichten zu glänzen, war sie zurückhaltend, aber treffend im Urtheile. Ihre Gesinnungen waren rein und edel, und wenn es galt, stolz über allen Begriff. Indessen bildete sie sich weit weniger auf ihre Verdienste ein, als man gemeiniglich thut, wenn man so viele besitzt. Bey solchen Eigenschaften konnte es ihr nicht fehlen, Leidenschaft einzuflössen; aber weit entfernt darauf auszugehen, war sie vielmehr über den Werth ihrer Liebhaber schwer zu befriedigen.

Je mehr sich der Chevalier hiervon überzeugte, desto eifriger war er bemüht zu gefallen. Sein muntrer Witz, seine belehrte, leichte, originale Unterhaltung verschafte ihm Gehör, aber das setzte ihn in Verlegenheit, dass die Geschenke, die ihn bey seiner alten Methode zu lieben, so rasch zum Ziele

führten, in dieser ganz neuen Lage nicht mehr anwendbar waren.

Er hatte einen alten Kammerdiener, Nahmens Termes, einen kühnen Spitzbuben und noch unverschämtern Lügner. Dieser reiste alle Wochen gewöhnlich nach Frankreich, um die vorhin erwähnten Bestellungen zu besorgen; aber seit der Ungnade der Lady Middleton und einem gewissen Abentheuer der Miss Warmstree, das wir künftig erzählen werden, machte er diese Reisen nur noch, um Kleider für seinen Herrn zu besorgen, und wir werden bald sehen, dass er sich dieses Auftrags nicht immer mit der grössten Redlichkeit entledigte.

Die Königin, der es nicht an Verstand fehlte, bot alle ihre Kräfte auf, ihren Gemahl durch solche Gefälligkeiten zu gewinnen, die ihrer Zärtlichkeit das wenigste kosteten, und lauerte auf Gelegenheiten, ihm Vergnügen zu machen und Feste zu geben, hauptsächlich wenn sie selbst daran Theil nehmen konnte.

Sie hatte in dieser Absicht eine Maskerade

ausgedacht, auf welcher die von ihr zum Tanz ernannten Personen verschiedene Völker vorstellen sollten. Sie gab ihnen Zeit, sich darauf zu schicken, und man kann leicht glauben, dass die Schneider, die Näherinnen und Stickerinnen nicht müssig sassen. Auch die Damen, die daran Theil nehmen sollten, hatten nicht viel Ruhe: doch fand Miss Hamilton noch Musse genug, den günstigen Augenblick zu benutzen, um einigen abgeschmackten Geschöpfen am Hof zwey oder drey lustige Farcen zu spielen. Zwey von diesen Personen zeichneten sich ganz besonders von dieser Seite aus: Lady Muskerry, die Gemahlin ihres Cousins, und Miss Blague, eine der Hoffräulein der Herzogin von York.

Die erstere, die ihr Gemahl gewiss nicht um ihrer schönen Augen willen geheirathet hatte, sah aus wie die meisten reichen Erbinnen, denen die Natur für die Gaben des Glücks einen billigen Abzug der ihrigen zu machen pflegt. Sie hatte das Ansehen einer schwangern Frau, ohne schwanger zu seyn,

aber ihr Hinken hatte bessern Grund. Denn von zwey ausnehmend kurzen Beinen war das eine noch viel kürzer als das andre. Ein Gesicht, das zu dem Uebrigen vollkommen passte, vollendete die Widerwärtigkeit ihrer ganzen Figur.

Miss Blague war in einer andern Rücksicht lächerlich. Ihr Wuchs war weder gut noch schlecht: aber ihr Gesicht war über allen Glauben unbedeutend. Ueberall drängte sich ihre Blondheit ein. Ihre kleinen Augen lagen tief versteckt, von blonden fingerlangen Augenwimpern eingefasst. Mit diesen Reizen lag sie auf der Lauer, um Herzen zu fangen: aber ohne die Ankunft des Marquis Brisacier wäre ihre Mühe vergebens gewesen. Beyde schienen für einander geschaffen zu seyn. Sein Aeusseres und seine Manieren waren ganz gemacht, eine Person von ihrem Charakter zu blenden. Er sprach unaufhörlich, ohne etwas zu sagen; und in seinem Anzuge übertrieb er die lächerlichsten Moden bis zur Ausschweifung. Miss Blague glaubte, dass dieser geräuschvolle Aufwand

nur ihr gelte; und Monsieur Brisacier, dass die langen Augenwimpern von Miss Blague nie nach einem andern Menschen gezielt hätten. Man bemerkte, dass sie einander wohl wollten; aber noch standen sie bey den stummen Dollmetschern der Zärtlichkeit, als Miss Hamilton den Einfall bekam, sich ihrer freundschaftlich anzunehmen.

Sie wollte in der Ordnung verfahren, und fing bey der vornehmsten, ihrer Cousine Muskerry an. Die Hauptleidenschaft dieser ehrlichen Frau war der Tanz und der Putz. Nichts passte schlechter zu ihrer Figur, als ein prächtiger Anzug; noch schlechter der Tanz: doch verging kein Hofball, wo nicht die Königin die Gefälligkeit für das Publikum hatte, sie zum Tanz auffodern zu lassen. Aber zu einem so ernsthaften und prächtigen Feste als diese Maskerade seyn sollte, konnte sie doch unmöglich gezogen werden. Sie glaubte das freylich nicht: und so starb sie fast vor Ungeduld, bis der erwünschte Befehl eintreffen wurde.

Miss Hamilton hatte etwas von dieser Ungeduld erfahren, und gründete darauf den Plan, sich auf Unkosten einer so ausgemachten Närrin einen Spass zu machen. Die Königin schickte an die ernannten Personen Einladungskarten, auf denen die Maske, in der sie erscheinen sollten, angegeben war. Miss Hamilton liess eine ganz ähnliche Karte schreiben, an Lady Muskerry, als Babylonierin. Sie versammelte ihren geheimen Rath, der aus einem ihrer Brüder und einer Schwester bestand, die sich beyde gern auf Kosten der Thoren belustigten, und berathschlagte sich mit ihnen über die Mittel, diese Karte gehörigen Orts anzubringen. Nach einer kurzen Ueberlegung wurden sie einig, sie ihr zu eignen Händen überliefern zu lassen. Mylord Muskerry war eben von ihr weggegangen, als sie die Karte erhielt. Er war ein sehr rechtschaffner, aber sehr ernster und strenger Mann, und ein tödtlicher Feind des Lächerlichen. Auch war ihm die Hässlichkeit seiner Frau weit weniger zuwider, als der Unverstand, durch den

sie sich bey allen und jeden Gelegenheiten lächerlich machte. Diesesmal glaubte er sicher zu seyn, weil er nicht glauben konnte, dass die Königin ihre Maskerade durch die Ernennung einer solchen Tänzerin verderben würde: da er aber die Raserey seiner Frau, sich mit ihrem Talent zur Schau zu stellen, nur zu gut kannte, so benutzte er die Gelegenheit, sie recht ernstlich zu ermahnen, sich mit dem Zusehn zu begnügen, wenn die Königin auch wirklich die Grausamkeit haben sollte, sie einzuladen, und nahm sich sogar die Freyheit ihr begreiflich zu machen, wie wenig sie sich mit ihrer Figur solchen Personen gleich stellen könne, die sich Tanz und Prunk erlauben dürfen. Zuletzt endigte seine Predigt mit einem ausdrücklichen Verbote, sich bey diesem Feste um einen Platz zu bewerben, den ihr wahrscheinlich niemand geben würde. Dieser Rath war nicht nach ihrem Sinne, und statt ihn gut aufzunehmen, setzte sie sich vielmehr in den Kopf, dass er allein der Königin abgerathen hätte, ihr eine Ehre zu erzeigen, die sie mit

brennender Begierde wünschte; und er hatte kaum den Rücken gewendet, als sie beschloss, sich ihrer Majestät zu Füssen zu werfen und um Gerechtigkeit zu flehn. Gerade in dieser Stimmung fand sie die Einladungskarte. Sie küsste sie dreymal, und unbekümmert um das Verbot ihres Mannes, setzte sie sich in den Wagen und fuhr bey allen Kaufleuten umher, die in die Levante handeln, um sich zu erkundigen, wie sich eine Dame von Stand in Babylon kleide.

Eine Schlinge von anderer Art wurde der blonden Miss Blague gelegt. Diese hatte ein so festes Vertrauen auf ihre Reize und einen solchen Glauben an ihre Wirkungen, dass man sie damit locken konnte, wohin man wollte. Brisacier, der, ihrer Meinung nach, hinlänglich davon geblendet war, hatte seinen Geist mit Gemeinplätzen und Liederchen ausstaffirt, sang falsch mit Methode, und trug bald dieses bald jenes seiner herrlichen Talente zur Schau. Der Herzog von Buckingham legte es darauf an, ihn

noch mehr zu bethören, und hörte nicht auf, seine Stimme und seinen Geist zu preisen.

Auf diese Autorität stutzte sich Miss Blague, die wenig oder nichts vom französischen verstand, um beydes mit ihrer Bewunderung zu beehren. Man bemerkte, dass in allen Liedern, die er ihr vorsang, immer nur von Blondinen die Rede war; sie bezog dies jedesmal auf sich, und ihre Augenwimper senkten sich voll Dankbarkeit und holder Schaam. Diese Bemerkungen wurden benutzt, um, wenn die Zeit käme, mit Miss Blague sein Spiel zu treiben.

Während diese kleinen Plane entworfen wurden, fragte der König den Chevalier Grammont, dem er auf alle Weise Vergnügen zu machen suchte, ob er bey der Maskerade seyn wolle, unter der Bedingung mit Miss Hamilton zu tanzen. Der Chevalier traute sich zwar kaum für eine solche Gelegenheit genug Geschicklichkeit zu; doch nahm er sich wohl in Acht, einen so erfreulichen Vorschlag abzulehnen. „Sire, antwortete er, von allen Beweisen Ihrer Gnade,

die ich bisher erhalten habe, ist mir dieser letzte der allerrührendste, und um Ihre Majestät meine Dankbarkeit zu beweisen, versprechе ich Ihnen meine Dienste bey der kleinen Stevart." Er sagte dies, weil man ihr eben eine, von den Zimmern der andern Hoffräulein abgesonderte Wohnung angewiesen hatte, und weil sich die Achtung der Hofleute gegen sie zu kehren begann. Der König nahm diesen Scherz gut auf, und dankte ihm für eine Gefälligkeit, die er so nöthig hätte. „Aber, setzte er hinzu, was werden Sie für eine Maske nehmen? Ich lasse Ihnen die Wahl unter den verschiedenen Nationen." — „In diesem Fall, antwortete der Chevalier, werde ich im französischen Costum erscheinen, um mich zu verkleiden; denn schon erweisst man mir die Ehre, mich in Ihrer Stadt London für einen Engländer zu halten. Ausserdem hätte ich auch Lust mich römisch zu maskiren, aber ich würde fürchten, Händel mit dem Prinzen Robert zu bekommen, der sich der Sache Alexanders so lebhaft gegen Mylord Thanet,

den Lobredner Cäsars, annimmt. Uebrigens muss ich zum voraus bekennen, dass ich ziemlich cavaliermassig tanze; doch hoffe ich, mich mit etwas Kopf und Ohren aus der Sache zu ziehn; und Miss Hamilton wird schon dafür sorgen, dass die Aufmerksamkeit der Zuschauer von mir abgeleitet. Um meinen Anzug zu besorgen, werde ich Termes sogleich morgen früh abschicken; und wenn ich Ihnen bey seiner Zurückkunft nicht die zierlichste Tracht aufweise, die Sie je gesehen haben, so sollen Sie meine Nation auf Ihrer Maskerade für entehrt erklären."

Termes reiste mit wiederholten Aufträgen ab, und er konnte kaum gelandet seyn, als sein ungeduldiger Herr schon die Augenblicke zu seiner Rückkunft zählte. Dieses beschäftigte ihn bis zum Abend des Balls, und das war der Tag, den Miss Hamilton und ihre kleine Gesellschaft zur Ausführung ihres Planes erkohren hatten.

Es war damals gerade eine gewisse Art von Handschuhen Mode, die man *gants de Martial* nannte, und zufällig hatte Miss

Hamilton einige Paar davon im Vorrath. Diese schickte sie an Miss Blague, nebst einigen Ellen gelben Bandes, so blass man es nur haben konnte. Zu beyden legte sie folgendes Briefchen:

„Sie waren neulich reizender als alle Blondinen der Welt, und gestern fand ich Sie noch blonder als neulich. Was wird aus meinem Herzen werden, wenn Sie so fortfahren? Aber ach! ist es nicht schon längst ihren Frischlings-Augen zur Beute geworden? Werden Sie morgen auf der Maskerade erscheinen? Doch, welches Fest konnte einigen Reiz haben, ohne Ihre Gegenwart? Gleich viel; ich werde Sie in jeder Verkleidung wieder erkennen, aber doch wird mich das beykommende Geschenk über mein Schicksal besser belehren. Sie werden Schleifen von diesem Bande in Ihren Haaren tragen, und diese Handschuhe werden die schönsten Hände von der Welt küssen."

Dieses Briefchen gelangte nebst dem Geschenke an Miss Blague, und hatte denselben Erfolg, den die babylonische Karte bey

Lady Muskerry gehabt hatte. Gerade kam die Nachricht davon bey Miss Hamilton an, als auch ihre glückliche Cousine in ihr Zimmer trat. Sie schien überaus beschäftigt. Kaum hatte sie so viel Zeit, mit Miss Hamilton in ein Cabinet zu treten, und sobald sie sich hier allein sah, hub sie an: Versprechen Sie mir vor allen Dingen niemanden etwas von dem wieder zu sagen, was ich Ihnen jetzt vertrauen will. Sagen Sie mir, liebe Cousine, wundern Sie sich nicht über die Männer? Trauen Sie keinem, meine Liebe! Mylord Muskerry, der mich vor unsrer Hochzeit Tag und Nacht hätte mögen tanzen sehen, lässt sich jetzt einfallen, es mir zu verbieten, und behauptet, es schicke sich nicht für mich. Nicht genug: er hat mir bey Gelegenheit der Maskerade so oft und so viel davon vorgepredigt, dass ich mich genöthigt sehe, ihm die Ehre zu verbergen, die mir die Königin erzeigt hat. Ich bin aber sehr verwundert, dass man mich den Nahmen meines Tänzers nicht wissen

lässt. Aber wenn sie wüssten, mein Kind, was für Mühe ich in dieser vermaledeyten Stadt gehabt habe, um eine babylonische Maske zu finden, wahrhaftig, Sie würden Mitleiden mit mir haben! Was hab' ich nicht ausgestanden, seitdem ich die Einladung bekommen habe! Und was mich vollends die Maske kostet, das übersteigt allen Glauben!"

Hier konnte sich Miss Hamilton nicht länger halten. Sie hatte ihre Lust zum Lachen zurückgehalten, aber jetzt gewann sie die Oberhand und brach unmässig aus. Lady Muskerry schrieb ihr Gelächter auf Rechnung ihres wunderlichen Mannes und wusste ihr für diese Theilnahme Dank. Hierauf sagte Miss Hamilton, die Männer wären alle mehr oder weniger so; man müsste sich nicht gross um ihre Grillen kümmern. Sie wüsste freylich nicht, wer sie auf die Maskerade begleiten sollte; aber da sie ernannt wäre, so würde es ihr nicht an einem Tänzer fehlen. Sie könne indessen nicht begreifen, warum er sich nicht schon gemeldet hätte; es müsste denn seyn, dass er auch mit einer

wunderlichen Frau geplagt wäre, die ihm das Tanzen verwehre.

Nach dieser Unterredung eilte Lady Muskerry sehr geschäftig hinweg, um, wo möglich, etwas von ihrem Tanzer zu erfahren; und die Verschworenen waren noch im vollen Lachen über diesen Besuch, als Lord Muskerry auch kam, Miss Hamilton bey Seite zog, und sie fragte, ob nicht etwa in den nächsten Tagen ein Ball in der Stadt wäre? — Nein, war die Antwort; und warum? — Weil ich eben erfahre, sagte er, dass meine Frau gewaltige Anstalten macht. Ich weiss, dass sie nicht bey der Maskerade ist; dafür habe ich gesorgt: aber da sie auf das Tanzen wie rasend ersessen ist, so bin ich in einer tödtlichen Angst, dass sie sich, trotz meiner Maassregeln, doch von neuem lächerlich machen wird. Wenn es nur wenigstens auf einem bürgerlichen Ball ist, und sie sich nicht an einem so öffentlichen Ort zur Schau stellt, so will ich mich doch noch trösten.

Miss Hamilton suchte ihn zu beruhigen,

so gut sie konnte, und schickte ihn unter dem Vorwande weg, noch tausenderley Anordnungen für den folgenden Tag machen zu müssen; und jetzt glaubte sie den Rest des Tages für sich zu haben, als sie eine gewisse Miss Price, Hoffräulein der Herzogin von York, ankommen sah. Diese kam nun gerad' wie gerufen. Sie war seit einiger Zeit mit Miss Blague gespannt, weil sie ihr einen ihrer Liebhaber Dongan abspänstig gemacht hatte. Der Hass über diese Verrätherey war in dem Herzen der beyden Göttinnen noch in vollen Flammen.

Die Hoffräulein waren zwar nicht zur Maskerade ernannt, aber da sie doch dabey erscheinen mussten, so durften sie nichts unterlassen, um dem Ball Ehre zu machen. Miss Hamilton hatte noch ein Paar von den Handschuhen, wie sie an Miss Blague geschickt hatte; diese schenkte sie ihrer Nebenbuhlerin, nebst einigen Schleifen von dem nemlichen Bande, das für eine Brünette, wie sie, recht eigentlich gemacht war. Miss Price dankte ihr tausendmal und versprach,

sich zum Ball damit zu putzen. „Sie werden mir eine Freude damit machen, antwortete Miss Hamilton; aber wenn Sie jemanden sagen, dass diese Kleinigkeit von mir herrührt, so werd' ich es Ihnen nie vergeben. Uebrigens, fuhr sie fort, machen Sie der armen Blague nicht etwa den Marquis Brisacier untreu, wie Sie es mit Dongan gemacht haben! Ich weiss wohl, dass Sie es können, so bald Sie nur wollen. Sie haben Geist, sie sprechen französisch, und er dürfte sich nur ein wenig mit Ihnen unterhalten, so wäre sie mit ihren Ansprüchen geschlagen." Mehr bedurfte es nicht. Miss Blague war nur lächerlich und coquett; Miss Price war lächerlich und coquett und noch etwas oben drein.

Der Tag der Maskerade erschien endlich. Der Hof war glänzender als je, und zeigte alle seine Herrlichkeit. Die ganze Gesellschaft war versammelt, niemand fehlte, ausser dem Chevalier. Jedermann wunderte sich, dass er bey einer solchen Gelegenheit zuletzt kame, da man seine Pünktlichkeit auch bey

unbedeutenden Veranlassungen kannte, aber man wunderte sich noch weit mehr, als er endlich in einem gewöhnlichen Anzuge erschien, den er schon getragen hatte. Diese Erscheinung war ungeheuer unter solchen Umständen und neu bey ihm. Umsonst hatte er die schönsten Spitzen angelegt; umsonst umhüllte eine grosse, weiss gepuderte Perücke sein Haupt, seine Kleidung, so prächtig sie übrigens war, war dem Feste nicht angemessen.

Der König bemerkte es sogleich. „Nun, Herr Chevalier Grammont, sagte er, Termes ist also nicht gekommen? — Ihre Majestät verzeihn, antwortete er, er ist zurück; Gott sey Dank! Wie so, Gott sey Dank? fragte der König. Hat er unterwegs einen Unfall gehabt? — Sire, antwortete der Chevalier, die Geschichte meines Kleides und meines Couriers Termes ist folgende." — Der Tanz sollte eben angehn, aber bey diesen Worten hielt man ein. Die Paare bildeten einen Kreis um ihn her, und er fuhr in seiner Erzählung fort, wie folgt:

„Schon vor zwey Tagen sollte dieser Taugenichts wieder hier seyn, wie ich ihm ausdrücklich befohlen, und er aufs heiligste versprochen hatte. Aber ein Tag verging nach dem andern; und wie gross heute meine Ungedult und Unruhe war, kann sich niemand vorstellen. Endlich, nach tausendfältigen Verwünschungen, kam er, vor nicht länger als einer Stunde, wirklich an, mit Schmutz vom Kopf bis auf die Füsse bedeckt, bis auf den halben Leib gestiefelt, mit einem Wort, wie ein rasender Mensch. Nun, Schurke, rief ich ihm entgegen, das ist wieder einer von deinen Streichen; du lässt dich erwarten, bis auf den letzten Augenblick, und es ist wahrlich ein Wunder, dass du noch jetzt kommst. — Ja freylich, zum Henker, ist's ein Wunder, sagte er. Sie müssen immer schmälen. Ich habe Ihnen das schönste Kleid von der Welt machen lassen: der Herzog von Guise hat sich selbst die Mühe gegeben, es zu bestellen. — Nun so mach und gib es her. — Nennen Sie mich einen Schurken, wenn ich nicht zwölf Sticke-

tinnen angestellt habe, die mir Tag und Nacht arbeiten mussten. Ich habe ihnen nicht einen Augenblick Ruhe gelassen. — Und wo ist es, verdammter Schwätzer? Jetzt sollte ich schon angezogen seyn, und du verplauderst die Zeit. — Ich hatte es eingepackt, fuhr er fort, in Falten gelegt, gepresst, aller Regen vom Himmel herab hätte ihm nichts anhaben können. Und nun, setzte er hinzu, reite ich Tag und Nacht, da ich Ihre Ungeduld kenne, und dass man bey Ihnen nicht fackeln darf.... Aber wo ist denn, rief ich, das wohlverwahrte Kleid? Verloren, gnädiger Herr, antwortete er mit gefalteten Handen. — Wie? verloren? rief ich, und sprang auf. — Ja, verloren, zu Grunde gerichtet, vernichtet. Was soll ich Ihnen noch mehr davon sagen? — Wie? sagte ich. Hat das Packetbot Schiffbruch gelitten? — O wenn es das wäre, versetzte er; Sie werden horen, dass es etwas weit schlimmeres war. Ich war gestern fruh eine halbe Stunde von Calais, und wollte längs dem Meere hinreiten, um schnell davon zu

kommen; aber man hat wahrlich Recht, wenn man sagt, Gott ehre mir die Landstrasse; denn ich gerieth, der Himmel weiss wie, in ein Meer von Triebsand, das mir bis an das Knie ging. — Triebsand bey Calais? sagte ich. Ja, gnädiger Herr, fuhr er fort, und es war so arg, dass ich des Teufels seyn will, wenn mehr als der Scheitel von mir zu sehn war, da mich die Leute herausgezogen haben. Mehr als funfzig Menschen mussten graben, um mein armes Pferd herauszuarbeiten; aber der Mantelsack, in den ich unglücklicher Weise ihr Kleid gesteckt hatte, wurde vergebens gesucht; er war nicht zu finden. Er muss wenigstens eine halbe Meile tief unter der Erde stecken."

„So, Sire, fuhr der Chevalier fort, hat mir der ehrliche Mann sein Abentheuer erzählt. Ich hätte ihn zuverlässig ermordet, wenn ich nicht gefurchtet hätte, Miss Hamilton zu lange warten zu lassen, und wenn ich es nicht auch für meine Pflicht gehalten hätte, Ihre Majestät von dem wogenden Sandmeer Nachricht zu geben, damit

sich Ihre Eilboten davor in Acht nehmen können."

Der König hielt sich die Seiten vor Lachen, als der Chevalier das Wort von neuem nahm. „Ach, Sire, sagte er, ich hätte beynahe vergessen, Ihnen zu sagen, dass, um meine üble Laune noch zu vermehren, mich beym Aussteigen aus der Sänfte ein maskirtes weibliches Gespenst anhielt, das mir mit aller Gewalt weiss machen wollte, die Königin hätte mich zu ihrem Tänzer ernannt. Ich habe mich dagegen mit so wenig Grobheit als möglich gewehrt, und sie hat mir aufgetragen, mich hier zu erkundigen, wer ihr Cavalier sey, und ihn ihr unverzüglich zuzuschicken. Ihre Majestät würden also nicht übel thun, deshalb Befehl zu geben; denn sie sitzt in einem Wagen auf der Lauer und passt allen Leuten auf, die in Whitehall aus- und eingehen. Uebrigens kann ich die Ehre haben, zu sagen, dass ihr Anzug sehenswerth ist. Sie hat wenigstens sechzig Ellen Flor und Silberzindel um sich gehängt, ohne eine Art von Pyramide zu rechnen, die sie

auf dem Kopfe hat, und die mit tausend und aber tausend närrischem Tande garnirt ist."

Die ganze Gesellschaft staunte über die letzte Geschichte, die ausgenommen, die selbst das Abentheuer gekartet hatten. Die Königin versicherte, dass niemand fehle, und der König sagte, nachdem er sich einen Augenblick bedacht hatte: Ich wette, dass es die Herzogin von Newcastle ist. Und ich, sagte Lord Muskerry Miss Hamilton ins Ohr, ich wette, dass es eine Närrin ist. Denn ich müsste mich sehr irren oder es ist meine Frau.

Der König befahl, dass sich jemand erkundigen solle, wer es wäre, um sie in die Gesellschaft zu bringen. Mylord Muskerry, von seiner richtigen Ahndung getrieben, bot sich zu diesem Geschäfte an, und that nicht übel daran. Auch Miss Hamilton war nicht übel damit zufrieden, weil sie wohl wusste, dass er sich in seiner Vermuthung nicht betrog. Der Scherz wäre viel weiter gegangen, als sie wünschte, wenn die Prin-

zessin von Babylon in ihrem Aufzuge wirklich erschienen wäre.

Der Ball fiel nicht zum besten aus, wenn man so sagen darf, so lange nur ernsthafte Tänze aufgeführt wurden. Gleichwohl waren so gute Tänzer und schöne Tänzerinnen dabey, als es nur irgend in der Welt gibt; aber da ihre Anzahl nicht gross war, so schloss man die französischen Tänze und fing Contretänze an. Die eigentlichen Masken tanzten einige mit. Hierauf fand der König für gut, die Hulstruppen vorrücken zu lassen, damit die andern ausruhen konnten; und die Damen der Königin und der Herzogin wurden von den Tänzern, die zur Maskerade ernannt waren, aufgefodert.

Jetzt hatte man Zeit, der Miss Blague einige Aufmerksamkeit zu schenken, und fand, dass das Briefchen von Brissacier seine volle Wirkung gethan hatte. Sie war so gelb wie eine Quitte: ihre blonden Haare waren mit dem gelben Bande durchflochten, das sie aus Gefälligkeit für den vermeintlichen Geber aufgesteckt hatte; und um den

glücklichen Brisacier noch sichrer über sein Schicksal zu belehren, machte sie sich öfters mit ihren siegreichen Händen, an denen die bewussten Handschuhe glänzten, etwas auf ihrem Kopfe zu thun. Jedermann erstaunte über einen Kopfputz, der sie über allen Glauben matt und fad machte: aber doch erstaunte sie selbst noch vielmehr, da sie sah, dass Miss Price das Geschenk des Marquis Stück vor Stück mit ihr theilte. Bald wurde ihr Erstaunen zur Eifersucht, denn ihre Rivalin benutzte die absichtlichen Warnungen des vorigen Abends so gut, dass sie sogleich ein Gespräch mit Brisacier anknüpfte, und dieser war von ihren ersten Lockungen so entzückt, dass er der blonden Miss Blague und ihren belehrenden und beglückenden Signalen auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

Miss Price war klein und corpulent, und tanzte also nicht. Der Herzog von Buckingham, der den Marquis so oft als möglich zur Schau zu stellen suchte, bat ihn im Namen des Königs, Miss Blague

aufzufodern, ohne doch zu wissen, was jetzt in dem Herzen dieser Nymphe vorging. Der Marquis lehnte es ab, unter dem Vorwande, dass er sich nichts aus Contretänzen mache; und Miss Blague deutete dies so, dass er sich nichts aus ihr mache. Da sie nun sah, dass er die Unterhaltung mit ihrer Todfeindin fortsetzte, fing sie an zu tanzen, ohne zu wissen, was sie that. Jedermann sah mit Lust, dass ihr Herz voll Entrüstung und Eifersucht war; doch hatte nur Miss Hamilton und ihre Mitverschwornen den ganzen vollen Genuss. Der Erfolg ihrer Ränke war vollständig. Denn bald kam auch Mylord Muskerry zurück, noch ganz bestürzt über die Erscheinung, die der Chevalier Grammont geschildert hatte, und erzählte Miss Hamilton, es wäre seine Frau in eigner Person gewesen, aber tausendmal abentheuerlicher, als er sie noch je gesehen hätte. Er habe alle Mühe von der Welt gehabt, sie nach Hause zu bringen, und da hab' er ihr eine Wache vor die Thüre gestellt.

Vielleicht wird der Leser finden, dass wir

allzu lange bey diesen leichtfertigen Vorfällen verweilt haben; und vielleicht hat er Recht. Wir wollen also zu andern Dingen übergehn.

Alles lächelte dem Chevalier bey der neuen Liebe, die ihn beschäftigte. Er war nicht ohne Rival, aber was viel ausserordentlicher war, er war ohne Unruhe. Er kannte den Geist seiner Nebenbuhler, und den Geist von Miss Hamilton.

Der wichtigste von ihren Liebhabern, der sich aber am wenigsten erklärte, war der Herzog von York; doch mochte er sich verbergen, wie er wollte, der Hof kannte seine Manieren zu gut, um an seiner Neigung für sie zu zweifeln. Er hielt es aber nicht für dienlich, Erklärungen zu machen, die Miss Hamilton nicht anhören durfte. Doch sprach er mit ihr, so viel er konnte, und liebäugelte mit grosser Beharrlichkeit. Einen Theil des Tages beschäftigte ihn die Jagd, die sein Lieblingsvergnügen war. Gemeiniglich kam er sehr ermüdet zurück; aber die Gegenwart von Miss Hamilton ermunterte

ihn, wenn er sie bey der Königin oder bey seiner Gemahlin fand. Hier sprach er sie; und da er nicht wagte, von dem zu reden, was ihm auf dem Herzen lag, unterhielt er sie von dem, was er im Kopfe hatte. Er erzählte ihr Wunder von der Schlauheit der Füchse und dem Muthe der Pferde; beschrieb ihr umständlich die zerbrochnen Arme, ausgefallnen Beine, verrenkte Schultern, und andre merkwürdige und ergötzende Abentheuer, die auf Jagden vorzukommen pflegen; und dann sagten ihr seine Augen das übrige, bis der Schlaf auch dieser Unterhaltung ein Ende machte. Denn die zärtlichen Dollmetscher der Liebe schlossen sich bisweilen mitten in ihrem Geschäft, und versagten den Dienst.

Die Herzogin machte sich nicht viel Sorgen über eine Leidenschaft, die ihre Rivalin so gar nicht ernstlich behandelte, ja, über die sie sich zuweilen mit aller möglichen Ehrerbietung lustig machte. Im Gegentheil schien ihre Liebe und Achtung für Miss Hamilton

noch zuzunehmen, und sie bewies ihr jetzt mehr Gnade als jemals.

Die beyden Russels, der Oheim und der Neffe, waren zwey andere Nebenbuhler des Chevaliers. Der Oheim hatte seine guten sechszig Jahre. Er hatte sich durch Muth und Treue in den bürgerlichen Kriegen einen Nahmen gemacht, und jetzt zeigte sich mit einemmale seine Leidenschaft für Miss Hamilton und seine Absichten auf sie; aber seine Pracht zeigte sich nur zur Hälfte in den Galanterien, welche die Liebe zu veranlassen pflegt. Es war noch nicht lange her, dass die lächerliche Mode der spitzigen Hüte abgekommen war; und nun fiel man in das andre Extrem. Der alte Russel erschrack über diesen plötzlichen Abfall, und wollte einen Mittelweg einschlagen, durch den er alle Augen auf sich zog. Mit gleicher Standhaftigkeit blieb er den aufgeschlitzten Hosen getreu, die schon längst niemand mehr trug. Was aber am meisten bey ihm auffiel, war eine gewisse Mischung von Geiz und Frey-

gebigkeit, die, seitdem er verliebt war, unaufhörlich mit einander in Krieg standen.

Der Neffe war damals nur noch ein jüngrer Sohn, aber er hatte die Aussicht auf die Erbschaft seines Oheims. Hiervon hing sein Glück ab, und das war ihm nicht unwichtig: noch wichtiger war es für ihn, die Gunst seines Oheims nicht zu verscherzen, an welche die Erbschaft geknüpft war: aber demohngeachtet konnte er seinem Schicksal nicht entgehn. Lady Middleton behandelte ihn mit ziemlicher Auszeichnung: aber ihre Gefälligkeiten konnten ihn nicht gegen die Reize von Miss Hamilton waffnen. Seine Figur wäre so übel nicht gewesen, wenn er sie gelassen hätte wie sie war; aber er war geziert in allen seinen Bewegungen, unerträglich stumm, aber doch noch etwas weniger erträglich, wenn er sprach.

Der Chevalier Grammont war über alle diese Mitbewerber vollkommen ruhig: aber sein Herz band sich immer mehr und mehr, ohne einen andern Plan, oder eine andre Hofnung zu hegen, als sich beliebt zu machen.

Seine Leidenschaft war allgemein bekannt; dennoch sah man sie am Hofe noch immer für eine der gewöhnlichen Galanterien an, die nichts weiter als eine Huldigung des Verdienstes sind.

Sein Philosoph urtheilte anders darüber. Er sah dass er seinen Aufwand ausserordentlich vermehrte; dass er anfing die Zeit zu bedauern, die er dem Spiel widmen musste; dass er nicht mehr so eifrig wie sonst die langen, angenehmen Unterhaltungen suchte, die sie gewöhnlich mit einander pflogen, und dass ihn, mit einem Worte, diese neue Beschäftigung seines Herzens durchaus und in allen Stücken sich selbst untreu machte.

„Mein Herr Chevalier, sagte er eines Tages zu ihm, es scheint mir, dass Sie seit einiger Zeit die Schönheiten der Stadt, sammt ihren Liebhabern, sehr in Ruhe lassen. Die Middleton macht ungestraft neue Eroberungen; sie putzt sich vor Ihren Augen mit Ihren Geschenken, ohne dass sie es ahnden; die arme Warmstree ist mitten

am Hofe niedergekommen, ohne dass Sie sich nur geregt hätten. Ich habe es wohl zum voraus gesehn; Sie haben die Bekanntschaft der Miss Hamilton gemacht; und was Ihnen noch nie begegnet ist, Sie sind ernstlich verliebt. Aber lassen Sie uns sehn, was daraus werden kann. Erstens kann ich mir nicht einbilden, dass Sie Hofnung haben, sie zu verführen. Wären Sie im Besitz der Titel und Güter Ihrer Familie, so ist Miss Hamilton von so guter Geburt und so ausgezeichneten Verdiensten, dass man Ihnen verzeihen könnte, wenn Sie sich ernstlich um ihre Hand bemühten, so lächerlich auch das Heirathen an sich ist. Denn wenn Sie nichts weiter verlangten als Geist, Sittsamkeit und die Gaben der Schönheit, so könnten Sie nicht besser thun; aber da Sie selbst nur mittelmässig von dem Glücke bedacht sind, so könnten Sie nicht leicht eine üblere Wahl treffen!"

„So wie ich Ihren Bruder Toulongeon kenne, so wird er schwerlich die Gefälligkeit haben, aus dieser Welt abzuscheiden,

um Ihre Bewerbungen zu unterstützen. Aber gesetzt auch, Sie hätten alles Vermögen, was für Ihre Ansprüche nöthig ist, und das ist viel gesagt, kennen Sie auch die Delicatesse, um nicht zu sagen, die Bizarrerie dieser Prinzessin? Wissen Sie wohl, dass es nur von ihr abhing, die besten Partien in England zu thun? Der Herzog von Richemond war einer der ersten, der sich um sie bewarb; er liebte sie sehr, aber doch noch mehr das Geld. Da indess der König sah, dass es sich nur an das Vermögen stiess, nahm er, aus Achtung gegen den Herzog von Ormond, gegen die Verdienste und Geburt der Miss Hamilton selbst, und die Dienste ihres Vaters, diesen Punkt über sich. Aber ihr war es anstössig, einen Mann mäkeln zu sehn, der sich verliebt stellte; und da sie noch überdiess einen Blick auf seinen Charakter warf, so meinte sie, es sey am Ende kein so grosses Glück, Herzogin von Richemond zu seyn, wenn man alles in Anschlag brächte, was von einem brutalen und ausschweifenden Manne zu fürchten wäre."

Und der kleine Germain? ist er nicht, trotz der Reichthümer seines Oheims und seiner eignen blendenden Reputation, doch hier gescheitert? Hat sie wohl die Bemühungen Sir Henry Howards auch nur eines Blickes gewürdigt, ohnerachtet er die Anwartschaft hat, in kurzem der erste Herzog von England zu seyn, und schon jetzt das ganze Vermögen des Hauses Norfolk besitzt? Ich gestehe, dass er ein roher Tölpel ist; aber welches andre Mädchen in ganz England hätte nicht über seinen schwerfälligen Witz und seine widrige Figur weggesehn, um die erste Herzogin des Königreichs mit dreymalhunderttausend Livres jährlichen Einkünften zu werden?"

„Um es kurz zu machen, Mylord Falmouth hat mir selbst gesagt, dass sie das Einzige wäre, was ihm noch zu seinem Glücke fehle: aber mitten in dem Glanze seines Reichthums habe er nie den Muth gehabt, seine Gesinnungen zu erklären, weil er sich zu schwach oder zu stolz fühle, sie nur dem Willen ihrer Eltern zu danken.

Nun sey zwar die erste Weigerung eines Mädchens für nichts zu rechnen, aber von Miss Hamilton wisse er zu wohl, wie sie die Leute empfange, die ihr nicht angenehm wären. Ueberlegen Sie also, was Sie unter diesen Umständen für einen Weg einschlagen wollen. Sie sind verliebt; Ihre Liebe wird noch immer mehr zunehmen; und je mehr sie zunimmt, desto weniger werden Sie der Ueberlegung fähig seyn, die Sie jetzt noch anstellen können."

Mein armer Philosoph, antwortete der Chevalier, du verstehst Latein, du machst Verse, du kennst den Lauf und die Natur der Sterne des Himmels; aber auf die Gestirne der Erde verstehst du dich nicht. Alles was du mir jetzt von Miss Hamilton gesagt hast, hat mir der König auch schon vor drey Tagen gesagt. Desto besser, dass sie die Gothen und Vandalen verschmäht, die du nanntest. Hätte sie diese haben mögen, so möchte ich sie nicht haben, ob ich sie gleich bis zur Tollheit liebe. Merke, was ich dir sagen will. Ich habe mir in den

Kopf gesetzt, sie zu heirathen, und ich behaupte, dass mein gestrenger Herr Hofmeister der erste seyn wird, der mich darum lobt. Meine Einrichtung macht mir keine Sorgen. Ich werde mich mit dem Konige aussohnen, und ihn bitten, sie zur *Dame du Palais* zu machen. Er wird es mir nicht abschlagen. Toulongeon wird sich aus der Welt trollen, ohne dass ich ihn treibe oder hindre, und Miss Hamilton wird Semeat und den Chevalier Grammont zur Entschadigung für die Norfolks und Richmonds erhalten. Was hast du nun gegen dieses Projekt einzuwenden? Denn ich wette hundert Louisdor, dass es so gehen wird, wie ich sage."

Um diese Zeit war die Gunst der Miss Stevart so entschieden, dass es nur einige Kunst in ihrem Betragen erfodert hätte, um den Willen des Konigs eben so zu lenken, wie sie sein Herz regierte. Fur die Erfahrnen und Ehrgeizigen war dies eine herrliche Gelegenheit. Der Herzog von Buckingham liess sich einfallen, sie unter seine

Aufsicht zu nehmen, um durch sie über den König zu herrschen. Das war nun, Gott weiss es, der rechte Aufseher und der rechte Kopf, um einen andern zu leiten! Indess war gewiss kein Mensch besser im Stande, sich bey Miss Stevart beliebt zu machen als er. Sie hatte etwas kindisches in ihrem Charakter, so dass sie über alles lachte, und einen Hang zu frivolen, wenn gleich ganz unschuldigen Ergötzungen, den man nur einem Alter von zwölf oder dreyzehn Jahren zu Gute hält. Nichts fehlte als die Puppen. Blinde-Kuh war ihr seligster Zeitvertrieb. Indess andre in ihrem Zimmer grosse Summen gewannen und verspielten, baute sie Kartenhäuser; dann war sie von Hoflingen umringt, die ihr die Baumaterialien zureichten, oder von Architekten, die es ihr gleich zu thun suchten.

Auch an der Musik fand sie Vergnügen, und sie hatte einige Neigung zum Singen. Nun hatte der Herzog von Buckingham, der die schönsten Kartenhäuser baute, noch ausserdem das Talent ganz artig zu singen.

Sie hasste die Afterrede nicht; und das war seine Stärke. Er machte Gassenlieder und erfand alte Weibermährchen, in die sie vernarrt war; aber sein grösstes Talent war, die Lächerlichkeiten andrer Leute aufzufangen, und sie in ihrer eignen Gegenwart nachzuäffen, ohne dass sie es merkten. Mit einem Worte, er wusste alle Arten von Rollen mit so vieler Grazie und Anmuth zu spielen, dass, wenn er sich einmal die Mühe gab, gefallen zu wollen, man ihn schwerlich entbehren konnte. So hatte er sich auch der Stevart bey ihren Belustigungen so unentbehrlich gemacht, dass sie ihn überall suchen liess, wenn er nicht in Gesellschaft des Königs zu ihr kam.

Ueberdies war der Herzog sehr gut gebildet, glaubte aber noch schöner zu seyn, als er wirklich war. Trotz seines Verstandes machte ihm also seine Eitelkeit weiss, dass seiner Person die Artigkeiten gälten, die nur auf die Rechnung seiner Possen und Schwänke gehörten; und durch die gute Meinung, die er von seinen Verdiensten hegte, bethört,

vr gass er sein erstes Projekt und seine portugiesische Maitresse, um eine Neigung zu benutzen, in der er sich betrogen hatte. Aber so bald er es wagte, einen ernstlichen Ton bey Miss Stevart anzunehmen, wies sie ihn so weit von sich, dass er mit einemmal seinem doppelten Plane entsagte. Man kann indess doch behaupten, dass das vertrauliche Verhältniss, in das sie ihn mit dem Konige gebracht hatte, ihm den Weg zu der Gunst seines Herrn eröfnete.

Mylord Arlington nahm jetzt das Projekt des Herzogs von Buckingham auf, den Willen der Maitresse zu lenken, um den Willen des Herrn zu beherrschen; wiewohl mancher Mann von mehr Verdienst und bessrer Geburt als er, sich mit dem Glucke begnügt haben wurde, das er schon gemacht hatte. Bey dem pyrenäischen Frieden hatte er seine diplomatische Laufbahn angetreten. Hier hatte er nun zwar für den Vortheil seines Herrn nicht viel gethan, aber doch für sich seine Zeit nicht ganz verloren, denn er hatte sich ganz in den Besitz des

spanischen Ernstes und der spanischen Gravität gesetzt; auch in den Geschäften ahmte er ihre Langsamkeit mit vielem Erfolge nach. Er hatte eine Narbe queer über der Nase, die mit einer Musche, oder vielmehr einem kleinen rautenförmigen Pflaster bedeckt war.

Wunden im Gesicht geben gemeiniglich ein Ansehn von Heftigkeit und kriegerischem Muthe, das nicht übel steht. Bey ihm war das Gegentheil; und sein Pflaster harmonirte so gut mit dem geheimnissvollen Wesen seines Gesichtes, dass es ihm noch eine grössere Wichtigkeit und Bedeutsamkeit zu geben schien.

Mit diesem auffallenden Wesen, mit dieser Mischung von Arbeitsgier und einer undurchdringlichen Stupidität bey Geheimnissen, hatte er sich in den Ruf eines grossen Politikers gesetzt; und da man keine Zeit gehabt hatte, seine Ansprüche zu prüfen, hatte man ihm lieber auf sein Wort geglaubt, und auf sein Gesicht hin zum Staatssecretär und Minister gemacht.

Aber sein Ehrgeiz war damit noch nicht

gesättigt: er wollte weiter gehn. Nachdem er sich also mit einigen schönen Maximen und einigen historischen Beyspielen gerüstet hatte, erbat er sich bey Miss Stevart eine Audienz, um seinen Vorrath auszukramen, und da ihm diese zugestanden ward, bot er ihr seine gehorsamsten Dienste und seinen überlegtesten Rath an, wie sie sich auf dem Posten zu benehmen hätte, zu dem sie die Güte des Himmels und ihre exemplarische Tugend erhoben hätte. Aber er stand noch bey dem Eingange seiner Rede, als sie sich erinnerte, dass er eines der vorzüglichsten Originale war, die der Herzog von Buckingham nachäffte; und da seine Rede und sein Benehmen ganz vollkommen so lächerlich war, als die Kopie, so konnte sie sich nicht enthalten, ihm gerade ins Gesicht zu lachen, und ihr Gelächter war um desto unmässiger, da sie sich vorher alle Mühe gegeben hatte, es zu ersticken. Der Minister nahm dies gewaltig übel. Sein Dunkel war seines Postens werth, und seine Ansprüche verdienten die ganze Fülle des Spottes,

den man über ihn ausgoss. Er verliess das Zimmer auf der Stelle, und packte den guten Rath wieder ein, den er mitgebracht hatte, höchst unschlüssig, was er nun weiter damit anfangen sollte. Bald wollte er ihn der Castelmaine anbieten und mit dieser gemeinsame Sache machen, bald wollte er die Parthey des Hofes ganz verlassen, und im Parlement gegen die Staatsgebrechen deklamiren, und eine Akte wegen Abschaffung der Maitressen durchsetzen. Endlich aber siegte seine Klugheit über den Zorn: er beschloss die Güter, die das Glück ihm verliehen hatte, auf das köstlichste zu geniessen: und um seine Wonne zu krönen, liess er sich eine Frau aus Holland kommen.

Am ganzen Hofe war niemand geschickter, den Plan durchzuführen, an dem der Herzog von Buckingham und Mylord Arlington gescheitert waren, als Hamilton. Dieser hatte auch in der That die Idee gefasst; aber seine natürliche Coquetterie kam ihm in den Weg, und er entsagte dem nützlichsten Projekt von der Welt, um sich

unnützer Weise durch die Lockungen der Gräfin von Chesterfield bethören zu lassen. Lady Chesterfield war eine der angenehmsten und liebenswürdigsten Frauen am Hof. Sie war nicht gross, aber sehr fein und artig gewachsen: hatte blondes Haar, und mit der blendenden Weisse einer Blondine die pikanten Reize und die Lebhaftigkeit der Brünetten. Sie hatte grosse blaue Augen, die höchst verführerische Blicke strahlten. Ihre Manieren waren gefällig, ihr Geist lebendig und ergötzend: aber immer stand ihr Herz zärtlichen Empfindungen offen, und sie war nichts weniger als gewissenhaft, wenn es Treue oder Wahrheit galt. Sie war die Tochter des Herzogs von Ormond, und die leibliche Cousine von Hamilton. Sie sahen sich, ohne alle Folgen, so oft sie wollten; aber als sie ihm durch ihre Augen einige zärtliche Worte gesagt hatte, hegte er keinen andern Gedanken, als ihr zu gefallen, ohne an ihren Leichtsinn oder die Hindernisse zu denken, die seinen Planen im Wege standen. Von diesem

Augenblick an war der Gedanke, Miss Stevarts Vertrauen zu gewinnen, vergessen; und in der That kam sie auch bald in eine Lage, wo sie jeden Rath über ihr Betragen entbehren konnte. Sie hatte alles gethan, was nöthig war, um die Leidenschaft des Königs anzufachen, ohne durch die letzte Gunst ihre Tugend aufs Spiel zu setzen. Aber die Zudringlichkeit eines leidenschaftlichen Liebhabers, der günstige Gelegenheiten zu finden weiss, ist schwer zu bekämpfen, und noch schwerer zu besiegen; und Miss Stevarts Sittsamkeit befand sich im grössten Gedränge, als die Königin in ein heftiges Fieber verfiel, das sie an den Rand des Grabes brachte.

Jetzt glaubte Miss Stevart die Früchte eines Widerstandes zu erndten, der ihr nicht wenig Aufopferungen gekostet hatte. Tausendfältige Hoffnungen von Grösse und Herrlichkeit gingen auf in ihrem Gemüth, und wuchsen durch die erneuten Beweise von Ehrerbietung, die sie von allen Seiten erhielt. Schon gaben die Aerzte die Königin auf:

die kleine Zahl von Portugiesinnen, die man nicht zurückgeschickt hatte, erfüllte den Hof mit Geschrey und Wehklagen; und die natürliche Gutmüthigkeit des Königs wurde durch den Zustand einer Prinzessin gerührt, die er zwar nicht liebte, aber doch sehr achtete. Sie liebte ihn mit grosser Zärtlichkeit, und da sie glaubte, zum letztenmal mit ihm zu sprechen, sagte sie: die Rührung, die er über ihren Tod zeigte, konnte ihr das Leben wünschenswerth machen; aber da es ihr an Reizen mangelte, um seine Zärtlichkeit zu verdienen, so tröste sie sich wenigstens mit dem Gedanken, durch ihren Tod einer Gemahlin Platz zu machen, die seiner würdiger wäre, und welcher der Himmel vielleicht einen Segen verleihen würde, den er ihr versagt habe. Bey diesen Worten benetzte sie seine Hände mit einigen Thränen, die er für die letzten hielt. Die seinigen mischten sich mit ihnen, und ohne sich einzubilden, dass sie ihn beym Worte nehmen würde, beschwor er sie, aus Liebe für ihn

zu leben. Ach! sie war ihm nie ungehorsam gewesen; und so gefährlich bisweilen plötzliche Gemüthsbewegungen in einem Zustande zwischen Tod und Leben sind, so machte doch diesesmal die Aufwallung der Freude, die leicht hätte tödtlich werden können, eine heilsame Crisis, und die wunderbare Rührung des Königs brachte eine Wirkung hervor, für die nicht jedermann dem Himmel gleich inbrünstig dankte.

Germain war schon seit einiger Zeit von seinen Wunden hergestellt; da aber Lady Castelmaine seine Gesundheit noch eben so kläglich fand, als vorher, beschloss sie sich von neuem der Liebe des Königs zu bemächtigen. Aber umsonst; denn trotz ihrer zärtlichen Thränen und der Ausbrüche ihrer Heftigkeit, behielt Miss Stevart den König für sich. Bald wurden Spatziergänge angestellt, wo die Schönheiten des Hofes zu Pferd mit ihren Reizen prangten, einige gut, andre schlecht, aber immer so gut sie konnten. Ein andermal bot der Fluss ein Schauspiel

dar, das man nirgends als in London haben kann.

Die Mauern des weitläuftigen, aber nicht sehr prächtigen Pallastes der Könige von Grossbritannien werden von der Themse bespült. Auf den Stufen des Pallastes stieg der Hof gegen das Ende des Sommers hinab, wo Staub und Hitze die Spatziergänge im Park untersagte, um sich auf dem Flusse einzuschiffen. Die königliche Familie fuhr auf einer Jacht, und eine unendliche Menge ofner Barken, mit allen Schönheiten des Hofes und der Stadt besetzt, folgte ihr nach. Man speiste, man machte Musik, man gab Feuerwerke. Jedesmal war der Chevalier Grammont dabey; und es geschah sehr selten, dass er nicht etwas von dem Seinigen dazu that, um durch diesen oder jenen Zug von Pracht oder Galanterie zu überraschen. Bald liess er eine ganze Capelle von Vocal- und Instrumental-Musik heimlich von Paris kommen, die sich während der Fahrt unerwarteter Weise hören liess: bald eine ausgesuchte Collazion, die ebenfalls von Frank-

reich kam, um in London der Tafel des Königs den Rang abzugewinnen. Bisweilen übertraf der Erfolg seine Erwartungen; bisweilen entsprach er ihnen weniger; aber immer war es eine Sache von unendlichem Aufwande.

Unter den Personen, die ihn am meisten schätzten, war Mylord Falmouth einer der vorzüglichsten. Seine Verschwendung machte diesen unruhig. Eines Tages kam er zu ihm zum Abendessen, wie er denn oft ohne Umstände bey ihm speiste, und fand an einer wohlbesetzten Tafel für sechs Personen niemanden als den Chevalier und Saint-Evremont. „Für diesen Besuch, sagte er, indem er sich an den erstern wendete, brauchen Sie mir nicht zu danken. Ich komme aus dem Schlafgemache des Königs, wo von niemanden gesprochen worden ist, als von Ihnen; und Sie können mir glauben, dass die Art, mit der sich der König über Ihre Angelegenheiten erklärte, Ihnen nicht mehr Freude hätte machen können, als sie mir gemacht hat. Sie wissen, dass er Ihnen

schon längst seine Vermittlung bey dem König von Frankreich angeboten hat; auch wissen Sie, fuhr er lächelnd fort, dass ich ihm anliegen würde, sein Versprechen zu erfüllen, wenn ich nicht fürchten müsste, Sie zu verlieren; aber Dank sey es Miss Hamilton, Sie sind selbst nicht sehr eilig, Frieden zu schliessen. Unterdessen habe ich Befehl von meinem Herrn, Ihnen zu sagen, dass so lange bis Ihr König Ihnen seine Gnade wieder schenkt, er Ihnen eine Pension von funfzehnhundert Jakobus anbietet. Für den Aufwand, den der Chevalier Grammont bey uns macht, ist dies freylich nicht viel, aber es wird doch, setzte er mit einer Umarmung hinzu, ein kleiner Zuschuss zu seinen Soupers seyn."

Der Chevalier Grammont nahm dieses Anerbieten der königlichen Gnade mit gebührender Dankbarkeit auf, doch hielt er nicht für gut, davon Gebrauch zu machen. Ich erkenne, sagte er, in diesem Anerbieten die Gnade des Königs: aber noch mehr die Denkungsart von Mylord Falmouth; und

ich bitte Sie Ihre Majestät zu versichern, dass ich unendlich dankbar dafür bin. Der König, mein Herr, wird mich keinen Mangel leiden lassen, wenn er die Gnade hat, mich zurückzurufen; bis dahin will ich Ihnen zeigen, wofon ich den Herrn Engländern noch einige Soupers geben kann."

Bey diesen Worten liess er seine Schatulle bringen und zeigte ihm sieben oder achttausend der schönsten Guineen. Mylord Falmouth benutzte diesen Vorfall zum Vortheil des Chevaliers, und erzählte ihn dem damaligen französischen Gesandten in England, Herrn von Cotnminge, und Herr von Commminge ermangelte nicht, das Betragen des Chevaliers bey einem so vortheilhaften Anerbieten an seinem Hofe geltend zu machen.

Hyde Park ist bekanntlich der Prater von London. Es gehörte zur Mode, in der schönen Jahreszeit hier spatzieren zu gehn; alle Herrlichkeit, alle Reize der Stadt versammelten sich hier; und was schöne Augen oder schone Equipagen hatte, drängte sich

zu diesem Sammelplatze. Auch der König war gern da.

Wagen mit Spiegelfenstern waren erst seit kurzem Mode, und die Damen waren noch nicht recht gewohnt, sich darinn einzuschliessen. Sie zogen das Vergnügen, sich fast ganz sehen zu lassen, den Bequemlichkeiten der neumodischen Carossen vor. Eine dieser Art, die der König hatte machen lassen, war nicht gut ausgefallen. Der Chevalier Grammont glaubte, dass sich wohl etwas zierlichers erfinden liesse, worinne die alte Mode so viel wie möglich beybehalten, und die neue vervollkommnet wäre, und schickte, in dieser Absicht, seinen getreuen Termes mit allen nothigen Instruktionen heimlich nach Paris. Der Herzog von Guise übernahm den Auftrag, und nach Verlauf eines Monats brachte der Courier, der diesmal, mit Gottes Hulfe, dem Sandmeere glücklich entkommen war, die schönste und prächtigste Kutsche nach England.

Der Chevalier Grammont hatte funfzehnhundert Pistolen dazu bestimmt, und

sein Freund, der Herzog von Guise, wendete zweytausend auf. Der ganze Hof erstaunte über die Pracht dieses Geschenkes, und der König, den diese Aufmerksamkeit auf alles, was ihm Freude machte, entzückte, konnte nicht aufhören dem Geber zu danken; aber er weigerte sich, ein so bedeutendes Geschenk anzunehmen, wenn er nicht ebenfalls eines von seiner Hand annehmen wollte.

Die Königin bildete sich ein, dass ihr diese glänzende Maschine Glück bringen konnte, und zeigte sich zuerst darinn mit der Herzogin von York. Lady Castelmaine hatte sie fahren sehen; sie meinte, man sey in dieser Carrosse noch einmal so schön, als in einer andern, und bat daher den König ihr diesen wunderbaren Triumphwagen zu leihen, um an dem ersten schönen Tag im Hyde Park damit zu glänzen. Dieselbe Lust wandelte auch Miss Stevart an, und sie bat sich ihn auf den nehmlichen Tag aus. Da es unmöglich war, diese beyden Göttinnen zugleich zu befriedigen, denn ihre

erste Innigkeit hatte sich in tödtlichen Hass verwandelt, so war der König in grosser Verlegenheit. Jede wollte durchaus den Vorzug haben.

Lady Castelmaine war schwanger, und drohte vor der Zeit niederzukommen, wenn ihre Nebenbuhlerin den Vorzug erhielte; und Miss Stevart versicherte ihrer Seits, sie werde sich nie in den Stand setzen lassen, niederzukommen, wenn ihr Wunsch nicht erfullt würde. Diese Drohung behielt den Sieg. Lady Castelmaine war ausser sich vor Zorn, und es fehlte wenig, so hätte sie Wort gehalten. Der andern aber soll, wie man behauptet, ihr Triumph ein bischen Unschuld gekostet haben.

Die Königin-Mutter, die ihre Freude an Handeln hatte, ohne selbst welche zu stiften, ergötzte sich auch nach ihrer Weise an diesem Ereignisse. Sie ergriff die Gelegenheit, dem Chevalier Grammont den Krieg zu machen, dass er den Apfel der Zwietracht zwischen solche Rivalinnen geworfen hätte. Indem sie in Gegenwart des ganzen Hofes

seinem kostbaren Geschenke die verdienten Lobsprüche ertheilte, sagte sie: „Aber wie kommt es, dass Sie hier ohne Equipage sind, da Sie doch sonst so grossen Aufwand machen? Man sagt, dass Sie nicht einmal einen Lakey haben, und dass Sie sich des Abends von einem Links *) mit einer stinkenden Pechfackel nach Hause leuchten lassen." — Ihre Majestät, antwortete er, der Chevalier Grammont ist kein Freund von Prunk. Mein Links ist mir auf das treuste ergeben; abgerechnet, dass er einer der muthigsten und bravsten Bursche ist. Ihre Majestät wissen nicht, wie gut man mit einem Links fährt. Keinen Schritt kann man des Nachts thun, ohne dass sie einen Dutzendweise verfolgen. Das erstemal, als ich ihre Bekanntschaft machte, behielt ich alle bey mir, die mir ihre Dienste anboten, so dass wenigstens zweyhundert solcher Jungen meine Sänfte umringten, als ich nach White-Hall kam. Dies Schauspiel war neu; und wer mich

*) Fackeljungen.

vorüber tragen sah, fragte, wer denn hier begraben würde? Beym Aussteigen warf ich ihnen ein Dutzend Schillinge hin, die Händel unter ihnen machten, und der Bursche, den Ihre Majestät erwähnen, bekämpfte allein ihrer drey oder vier, und so behielt ich ihn um seines Muthes willen. — Nein, Ihre Majestät, ich halte nichts auf dem Prunk, den man mit Kutschen und Bedienten treibt. Ich habe bisweilen fünf bis sechs Kammerdiener gehabt, aber nie einen Livreebedienten, ausgenommen meinen Kapellan Poussatin. — Wie? sagte die Königin lachend, Sie hatten einen Kapellan, der Ihre Livree trug? Doch keinen Priester, hoff' ich? — Ihre Majestät verzeihen! — den ersten Priester in der Welt im Baskentanz. — Chevalier, fiel der König ein, Sie müssen uns die ganze Geschichte von Ihrem Kapellan Poussatin erzählen."

VIII.

„Sire, hub der Chevalier an, der Prinz von Condé belagerte Lerida. Der Platz selbst bedeutete wenig; desto mehr aber der Commandant Don Gregorio Brice, ein Spanier von altem Schrot und Korn, tapfer wie der Cid, stolz wie alle Guzmans zusammengenommen, und galant, wie alle Abencerrages von Granada. Dieser liess uns die ersten Werke aufführen, ohne nur das geringste Lebenszeichen von sich zu geben. Der Marschall von Grammont, der die Maxime hat, dass ein Commandant, der gleich im Anfang vielen Lärm macht, und die Vorstädte abbrennt, um sich rühmlich zu vertheidigen, sich gemeiniglich ziemlich schlecht vertheidigt, zog aus Don Gregorio's Höflichkeit keine günstigen Schlüsse für uns; aber der Prinz liess, im Vertrauen auf seinen Ruhm und die Schlachten von Rocroy, Nördlingen und Freyburg, zum Hohn der Festung und ihres Commandanten, sein Regiment am hellen Tage in

den ersten Laufgraben rücken, und eine Compagnie von vier und zwanzig Musikanten vorausziehn, nicht anders als ob sie zur Hochzeit gingen."

„Die Nacht kam: wir waren lustig und guter Dinge; überall wurde geschmaust, und unsre Musikanten spielten zärtliche Arien. Gott weiss, wie viel Epigramme wir dem armen Commandanten in den Bart warfen; denn wir glaubten nichts gewisser, als ihn mit sammt seinem Kragen binnen vier und zwanzig Stunden in unsern Händen zu haben. Auf einmal hören wir von dem Walle her ein Geschrey von schlimmer Bedeutung, das zwey oder dreymal wiederholte: Frisch, auf die Mauer! und auf dieses Geschrey folgte eine Kanonen- und Musketen-Salve, und auf diese Salve ein lebhafter Ausfall, der unsre Werke zerstorte und uns bis ins Hauptquartier zurückwarf."

„Am andern Morgen schickte Don Gregorio Brice einen Trompeter, mit einem Geschenk von Eis und Früchten, an den Prinzen, und liess Seine Durchlaucht um

Verzeihung bitten, dass er ihm nicht mit Musikanten hätte aufwarten konnen, um seine gestrige Serenade zu erwiedern. Wenn ihm aber die Musik der vorigen Nacht gefiele, so wolle er so lange damit fortzufahren suchen, als er ihm die Ehre erzeigen würde, vor der Festung zu bleiben. Don Gregorio hielt Wort, und so oft wir horten, frisch auf die Mauer, konnten wir auch auf einen Ausfall rechnen, der die Laufgräben reinigte, unsre Werke zerstörte und unsre besten Soldaten und Offiziere hinwegraffte. Der Prinz war so erbittert darüber, dass er, gegen den Rath seines ganzen Stabes, hartnäckig auf der Fortsetzung einer Belagerung beharrte, die sein Heer zu vernichten drohte, und die er doch am Ende ganz rasch aufheben musste."

„Beym Abzug unsrer Truppen verfuhr Don Gregorio wieder auf seine eigne Art. Statt sich das Ansehn zu geben, das Commandanten bey solchen Gelegenheiten anzunehmen pflegen, rückte er blos aus, um dem Prinzen ein ehrerbietiges Compliment zu

machen. Kurze Zeit darauf reiste auch er ab, um in Madrid von seinem Betragen Rechenschaft zu geben, und seine Belohnung dafür zu empfangen. Ihre Majestät werden vielleicht neugierig seyn zu wissen, wie man den braven Brice nach einer der glorreichsten Thaten belohnte, die die Spanier in dem ganzen Kriege gethan hatten. Man setzte ihn in die Inquisition."

„Wie, sagte die Königin-Mutter, in die Inquisition? zum Lohn für seine Dienste? — Nicht eigentlich, antwortete der Chevalier. Aber ohne Rücksicht auf seine Dienste, um einer kleinen Galanterie willen, die ich dem Könige nachher erzählen will."

„Auf diese Weise endigte der Feldzug in Catalonien, und unsre Lorbeeren drückten uns nicht. Aber der Prinz hatte sich bey andern Gelegenheiten hinlänglich damit versehen, und er hatte so grosse Plane im Sinne, dass er diesen kleinen Unfall leicht vergessen konnte. Auf dem Marsch waren wir guter Dinge und trieben allerhand Kurzweil; und der Prinz war der erste, der seine verun-

glückte Belagerung zum Besten gab. Wir machten einige Spottlieder, damit andre Leute keine schlimmern machen sollten: aber es half uns nichts. Denn so wenig wir uns geschont hatten, so machte man doch andre in Paris, in denen man uns viel ärger herumnahm. Endlich kamen wir an einem Festtage nach Perpignan. Die Catalonier tanzten auf der Strasse und eine dieser Gruppen stellte sich aus Respekt vor dem Prinzen unter sein Fenster. Unter dieser war Signor Poussatin, der, in einem kurzen schwarzen Kasquin, mitten unter den andern wie ein Besessner tanzte. Ich erkannte sogleich an seinen Sprüngen einen Tanz meiner Heimath: und der Prinz freute sich über sein Talent und seine Leichtigkeit. Nach geendigtem Tanze liess ich ihn zu mir kommen, und fragte ihn, wer er wäre? — Ein unwürdiger Priester, Ihnen aufzuwarten, gnädiger Herr, antwortete er. Ich heisse Poussatin, aus Bearn, und bin nach Catalonien gegangen, um unter der Infanterie Dienste zu suchen; denn Gott sey Dank! ich bin

gut zu Fuss; aber da nun der Krieg glücklich geendigt ist, so würde ich es für ein grosses Glück ansehn, wenn es Ihro Herrlichkeit gefällig wäre, mich in Ihre Dienste zu nehmen. Ich würde Ihnen gewiss treulich dienen und Ihnen überall folgen. — Signor Poussatin, antwortete ich, meine Herrlichkeit hat eigentlich keinen Kapellan nöthig, aber da Ihr so vielen guten Willen zeigt, so will ich Euch wohl in meine Dienste nehmen."

„Der Prinz war bey dieser ganzen Unterhaltung zugegen, und war ausser sich, einen Kapellan in meinen Diensten zu sehn. Aber der arme Poussatin war gewaltig abgerissen, und ich hatte nicht Zeit, ihm in Perpignan neue Kleider machen zu lassen. Ich liess ihm also einen Rock von einem Lakey des Marschalls von Grammont geben, der sich unter der Equipage fand, und liess ihn auf des Prinzen Kutsche treten, der beynahe vor Lachen starb, so oft er das uncanonische Gesicht des kleinen Poussatin in seiner gelben Livree sah."

„So kamen wir nach Paris, und ich weiss nicht, wie die Königin etwas von der Geschichte erfuhr. Sie war anfänglich verwundert darüber; doch wollte sie meinen Kapellan tanzen sehn. Denn in Spanien sieht man Geistliche immer noch öftrer auf dem Tanzplatz als in einer Livree."

„Poussatin that Wunder vor der Königin; da aber sein Tanz etwas rasch war, so konnte sie den Geruch nicht lange aushalten, den seine lebhaften Bewegungen in dem Zimmer verbreiteten. Die Damen baten um Gnade; denn alle ihre Essenzen und Riechwässer halfen ihnen nichts. Indess trug Poussatin doch viel Lob und einige Louisd'or davon."

„Nach Verlauf einiger Zeit erhielt ich für meinen Kapellan eine kleine Pfarre auf dem Lande, und ich habe seitdem gehört, dass er mit eben der Leichtigkeit in seinem Dorfe predigt, als auf der Hochzeit seiner Pfarrkinder tanzt."

„Die Geschichte von Poussatin ergötzte den König sehr. Die Königin fand es so

übel nicht, dass man ihn in eine Livree gesteckt hatte, aber die Behandlung des Commandanten von Lerida scandalisirte sie. Sie wünschte den spanischen Hof über ein, allem Ansehn nach, so ungerechtes Verfahren rechtfertigen zu können, und fragte den Chevalier: was für eine Ketzerey der Commandant habe einführen wollen? oder was er sonst gegen die Religion unternommen habe, um der Inquisition in die Hände zu fallen? — Madame, erwiederte der Chevalier, die Geschichte ist von der Art, dass sie sich vor Ihre Majestät nicht füglich erzählen lässt. Es war eine kleine Liebessache, die freylich am unrechten Orte angebracht war; aber der arme Brice hatte keine böse Absicht dabey. In der strengsten Schule von Frankreich hätte man sein Verbrechen kaum mit der Ruthe bestraft; denn es bestand in nichts weiter, als dass er einer gewissen kleinen Spanierin, die bey einer feyerlichen Gelegenheit die Augen auf ihn geworfen hatte, eine Probe seiner Zärtlichkeit geben wollte."

Der König verlangte eine ausführliche Er-

zählung dieses Abentheuers, und der Chevalier befriedigte seine Neugierde, sobald sich die Königin und der übrige Hof etwas entfernt hatte. Es war sehr angenehm, ihn zu hören, wenn er erzählte, aber es war nicht so angenehm sich als Rival oder beym Spott mit ihm zu begegnen. Zwar gab es damals an dem englischen Hofe nur sehr wenige Personen, die seinen Unwillen verdienten. Der einzige Russel war von Zeit zu Zeit der Gegenstand seiner Neckereyen, und doch behandelte er auch diesen sehr glimpflich, wenn man bedenkt, wie er sonst mit seinen Nebenbuhlern umzugehn pflegte.

Dieser Russel war einer der rüstigsten Tänzer in England, nehmlich in Contretänzen. Er besass eine Sammlung von zwey oder dreyhundert, die er alle vom Blatt weg tanzte; und um zu beweisen, dass er noch nicht alt sey, trieb er es bisweilen so lange, dass ihm der Athem ausblieb. Sein Tanz glich seiner Kleidung; er war zwanzig Jahre hinter der Mode zurück.

Der Chevalier Grammont sah wohl,

dass er sehr verliebt war: nun sah er zwar auch, dass er eben dadurch noch viel lächerlicher wurde, aber doch konnte er nicht ruhig seyn, da er hörte, dass Mylord Russel um Miss Hamilton anhalten wollte. Glücklicher Weise dauerte diese Unruhe nicht lange.

Russel musste eine Reise machen, und hielt es für seine Schuldigkeit, Miss Hamilton vor der Abreise mit seinen Absichten bekannt zu machen. Er wünschte allein mit ihr zu reden, aber immer stand ihm der Chevalier im Wege. Endlich wurde dieser eines Tages abgerufen, um bey Lady Castelmaine zu spielen: Russel benutzte den günstigen Augenblick, und brachte mit weit weniger Verlegenheit, als man in solchen Fällen zu haben pflegt, seine Erklärung in folgenden Worten an:

„Ich bin der Bruder des Grafen von Bedford, commandire ein Regiment der Leibgarde, habe dreytausend Jacobus jährliche Einkünfte, und funfzehntausend an baarem Gelde. Diese biete ich Ihnen nebst

meiner Person an. Ich weiss wohl, dass eines dieser Geschenke ohne das andre nicht viel Werth hat; eben deswegen lasse ich sie bey einander. Man hat mir gerathen, ins Bad zu gehn, wegen einer kleinen Engbrüstigkeit, die wahrscheinlich nicht lange mehr dauern wird, da ich mich schon seit zwanzig Jahren damit schleppe. Wenn Sie mich Ihres Besitzes nicht unwerth achten, so will ich Ihrem Herrn Vater den Antrag machen, denn ich habe mich nicht eher an ihn wenden wollen, bis ich Ihrer Gesinnungen gewiss wäre. Mein Neffe William weiss noch nichts von meinen Absichten, aber ich glaube, dass sie ihm nicht unangenehm seyn können, ob er gleich ein ansehnliches Vermögen dadurch einbüsst; denn er hat viel Achtung gegen mich; und ich habe auch bemerkt, dass er Ihren Umgang mehr sucht, seitdem er sieht, dass ich Sie liebe. Ich freue mich recht sehr, dass er sich mir auf diese Weise gefällig machen will; denn vorher verthat er sein Geld bey der liederlichen Middleton, statt dass er jetzt in der besten

Gesellschaft von England lebt, ohne dass es ihn einen Heller kostet."

Miss Hamilton hatte alle mögliche Mühe während dieser Rede ernsthaft zu bleiben. Indess versicherte sie den Redner, dass sie sich durch seine Absichten sehr geehrt fühlte, aber ihm noch mehr für die Aufmerksamkeit dankte, sie erst selbst zu befragen, ehe er sich gegen ihre Eltern erklärte. „Sie werden noch immer Zeit haben, fuhr sie fort, bey Ihrer Rückkehr aus dem Bade mit ihnen zu sprechen: denn schwerlich dürfte vorher etwas über mein Schicksal beschlossen werden. Auf jeden Fall kann Ihnen Ihr Neffe William Nachricht geben, wenn man etwa stark in mich dringen sollte. Sie können also abreisen, wenn es Ihnen beliebt, vor allen Dingen aber vernachlässigen Sie nicht Ihre Gesundheit, um Ihre Rückkehr zu beschleunigen."

Der Chevalier erfuhr diese ganze Unterredung Wort für Wort, und ergötzte sich daran so gut er konnte: denn bey aller Lächerlichkeit enthielt die Erklärung doch

einige Umstände, die ihn beunruhigten. Auf jeden Fall sah er die Abreise nicht ungern. Jetzt nahm er seinen scherzhaften Ton an, und erzählte dem König, dass ihm Gott die Gnade erzeigt hätte, einen gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen. Er ist also abgereist, sagte der König. Ja, Sire, antwortete der Chevalier. Ich habe die Ehre gehabt zu sehn, wie er sich in eine Kutsche eingepackt hat, mit sammt seinem Asthma, seinem Landjunkerwesen, seiner Zipfelperücke, die sehr zierlich mit Schleifen von weißgrünem Bande geschmückt war, und seinem zweydeutigen Hute mit Wachstuch überzogen, was ihm bewundernswürdig gut steht. Ich habe jetzt nur noch mit William Russel zu thun, den er als Residenten bey Miss Hamilton zurückgelassen hat, und vor diesem fürchte ich mich weder um seinentwillen, noch um seines Onkels willen. Er ist selbst zu verliebt, um das Interesse eines andern zu betreiben; und da er sein eignes nur nach Einer Methode fördert, indem er nehmlich das Bild oder einen Brief der

Middleton opfert, so hab' ich nichts zu fürchten; denn in dieser Art von Schätzen kann ich es mit ihm aufnehmen.

„Da Ihre Sache von Seiten der Russels so gut geht, sagte der König, so kann ich Ihnen melden, dass Sie von einem andern Rival befreyt sind, der Ihnen weit furchtbarer seyn würde, wenn er nicht schon verheirathet wäre. Mein Bruder ist seit kurzem in Lady Chesterfield verliebt." — Wie viel Glück auf einmal, rief der Chevalier aus. Ich bin ihm herzlich verbunden für seine Uebeständigkeit, und ich würde ihm von ganzem Herzen bey seiner neuen Geliebten behülflich seyn, wenn nicht Hamilton ältere Ansprüche hätte. Ihre Majestät können es mir nicht verargen, dass ich den Bruder meiner Geliebten gegen den Ihrigen unterstütze. — „Doch hat Hamilton, erwiederte der König, bey einer Sache von dieser Art, des Beystands weniger nöthig als der Herzog von York; aber so wie ich Mylord Chesterfield kenne, wird er es schwerlich so geduldig mit ansehn, wie der

ehrliche Schrewsbury, wenn man sich um seine Frau schlägt. Gleichwohl verdient er so ziemlich das nehmliche Schicksal."

Hier ist ein flüchtiges Portrait dieses Mannes. Sein Gesicht war sehr angenehm, sein Kopf ziemlich schön, aber er hatte wenig Wuchs und noch weniger Anstand. An Geist fehlte es ihm nicht. Während eines langen Aufenthaltes in Italien hatte er in dem Umgange mit Männern eine gewisse Förmlichkeit, und ein grosses Mistrauen in dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte angenommen. Der König hatte ihn sehr gehasst, weil ihn Lady Castelmaine sehr geliebt hatte. Man sagte allgemein, dass sie ihn vor ihrer Verheirathung mit ihrer Gunst beglückt habe; und da weder er, noch sie diesem Gerüchte widersprachen, so glaubte man ihm nur allzu gern.

Er hatte den Kopf noch voll von seiner ersten Leidenschaft, als er sich um die älteste Tochter des Herzogs von Ormond bewarb. Die Leidenschaft des Königs für die Castelmaine, und sein eigner Wunsch, durch

diese Verbindung sein Glück zu gründen, machte, dass er diese Heirath mit so vielem Eifer betrieb, als ob er leidenschaftlich verliebt wäre. Er heirathete also Lady Chesterfield ohne sie zu lieben, und lebte einige Zeit mit ihr auf einem so kalten Fuss, dass sie an seiner Gleichgultigkeit nicht zweifeln durfte. Sie war zu zartgesinnt, um gleichgultig gegen Verachtung zu seyn. Anfanglich war sie bekümmert, dann aufgebracht, und als sich späterhin in ihrem Busme die Liebe regte, und er sie ihr beweisen wollte, hatte sie das Vergnügen ihm zu beweisen, dass alle Liebe bey ihr erloschen sey.

So standen diese Beyden gegen einander, als sie den Einfall bekam, ihren Cousin Hamilton, so wie vormals ihren Gemahl, von dem ganzen Rest seiner Zärtlichkeit gegen die Castelmaine zu befreyn. Das Unternehmen war nicht sehr schwer. Der Umgang mit Lady Castelmaine war lästig, denn sie war unfein in ihrem Betragen, stolz zur Unzeit, und voll von Grillen und Un-

gleichheit. Lady Chesterfield hingegen verstand die Kunst, ihre Reize durch alle verführerischen Gaben des Geistes zu erhöhen.

Ausserdem hatte sie weit bessere Gelegenheit, ihm Aufmerksamkeiten zu beweisen, als jedem andern. Sie wohnte bey dem Herzog von Ormond in Whitehall, und Hamilton, wie wir schon gesagt haben, hatte zu allen Stunden des Tages freyen Zutritt bey ihr. Ihre ausnehmende Kälte oder vielmehr der Widerwille, den sie der neuerwachten Zärtlichkeit ihres Mannes entgegensetzte, belebte seinen natürlichen Hang zum Mistrauen. Er fing an zu argwohnen, dass ein so plötzlicher Uebergang von der Unruhe zur Gleichgültigkeit nur durch eine neue Leidenschaft erklärbar sey; und nach der Weise aller Eifersüchtigen, bot er nun allen seinen Scharfsinn, seine Erfahrung und Thätigkeit auf, um das Geheimniss zu entdecken, das seine Ruhe stören könnte.

Hamilton, der ihn hinlänglich kannte, war seiner Seits auch auf der Hut, und je besser seine Sache ging, desto sorgsamer

war er, ihm selbst den kleinsten Verdacht zu benehmen. Ohn' Unterlass erzählte er ihm von seiner Leidenschaft für Lady Castelmaine, klagte über ihre Heftigkeit, und bat ihn fast fussfällig um seinen Rath, wie er es anfangen solle, sein Glück bey einer Person zu machen, von der bis jetzt niemand als er aufrichtig geliebt worden sey.

Chesterfield fühlte sich hierdurch geschmeichelt, und versprach ihm seinen Beystand mit grösserer Aufrichtigkeit, als jener ihn verlangt hatte. Hamilton hatte also jetzt keine andre Sorge, als über Lady Chesterfield selbst zu wachen, die ihre Zärtlichkeit für ihn etwas zu wenig verbarg. Aber während er sich mit aller Bescheidenheit bemühte, ihre Leidenschaft in Schranken zu halten und ihre Blicke zu zügeln, gab sie selbst den Blicken des Herzogs von York Gehör, und, was noch schlimmer war, sie beantwortete sie auf eine ziemlich günstige Weise.

Hamilton glaubte diese Correspondenz zu bemerken, so gut wie jedermann; aber

er glaubte, dass sich jedermann betröge, wie er. Wie konnte er sich einbilden, dass seine Augen das wirklich sähen, was die Augen der Chesterfield diesem neuen Rival zu sagen schienen? Es kam ihm höchst unwahrscheinlich vor, dass eine Frau von ihrem Geiste einigen Geschmack an einem Wesen finden könnte, worüber sie tausendmal mit einander gelacht hatten, und noch weniger fand er es glaublich, dass sie einen neuen Liebeshandel anspinnen wolle, ohne den ersten zu dem Ziele zu führen, das ihr zuvorkommendes Betragen ihm verheissen hatte. Indess fing er an, etwas genauer Achtung zu geben; und alle seine Bemerkungen bewiesen ihm, dass wenn sie ihn nicht wirklich betrog, sie wenigstens die grösste Lust dazu hatte. Er nahm sich die Freyheit, ihr einige Worte darüber zu sagen: aber sie empfand dies so hoch und erklärte seine Beobachtungen so entschieden für Erscheinungen eines Visionärs, dass er widerlegt schien, ohne überzeugt zu seyn. Die ganze Genugthuung, die sie ihm gab, bestand in

in der trocknen Versicherung, er verdiene, dass seine unvernünftigen Vorwürfe besser gegründet wären.

Mylord Chesterfield befand sich in gleicher Unruhe. Er hatte seiner Seits auch beobachtet, und zweifelte nicht länger, den glücklichen Liebhaber entdeckt zu haben, der das Herz seiner Frau erobert hätte. Statt sich aber bey unnützen Vorwürfen aufzuhalten, war sein ganzes Dichten jetzt darauf gerichtet, Beweise zu finden, um sie zu überführen, ehe er seine Maasregeln weiter nähme.

Wie soll man aber das Betragen von Lady Chesterfield erklären, wenn man es nicht aus der Krankheit der meisten gefallsüchtigen Weiber ableitet, die nur Aufsehn erregen wollen, alles aufbieten, um einer andern ihre Eroberung zu entreissen, und nichts sparen, um sie zu behaupten?

Ehe wir aber den Fortgang [illegible]s Liebeshandels weiter verfolgen, woll[illegible] wir einen Blick auf die galanten Abentheuer des Herzogs von York vor der Declaration seiner

Vermählung werfen, und selbst das berühren, was mit dieser Erklärung in Verbindung steht. Man darf sich wohl erlauben, den Faden der Erzählung ein wenig fallen zu lassen, wenn man wahre und wenig bekannte Vorfälle zu erzählen hat, welche die Mannichfaltigkeit befördern, und der Digression zur Entschuldigung dienen.

Die Vermählung des Herzogs von York mit der Tochter des Kanzlers war von allen Umständen begleitet gewesen, welche Verbindungen dieser Art vor den Augen des Himmels gültig machen. Die Absicht beyder Partheyen, die Copulation in bester Form, die Zeugen, und der wesentliche Punkt des Sacraments — alles hatte dabey Statt gefunden.

Die neue Gemahlin war nicht eigentlich schön zu nennen; da sie aber an dem holländischen Hofe von keiner andern Schönheit verdunkelt wurde, so war der Herzog im Genusse der ersten Freuden so weit entfernt, seinen Schritt zu bereuen, dass er die Wiedereinsetzung des Königs aus keinem andern

Wünsche fielen auf Miss Brook. Aber mitten in dieser Liebschaft lieferte sich Lady Chesterfield freywillig in seine Hände, wie wir in dem weitern Verlaufe dieser Geschichte sehn werden.

ENDE DES ERSTEN THEILS.

AUSERLESENE

SCHRIFTEN

DES

GRAFEN ANTOINE HAMILTON.

ZWEYTER THEIL.

ÜBERSETZT

VON

FRIEDRICH JAKOBS.

ZÜRICH,
BEY HEINRICH GESSNER.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DENKWÜRDIGKEITEN

DES

GRAFEN von GRAMMONT.

ZWEYTER THEIL.

I.

Der Graf von Bristol, dem sein Ehrgeiz keine Ruhe liess, hatte kein Mittel unversucht gelassen, um sich bey dem Könige geltend zu machen. Man kennt diesen Mann aus Büssy's Annalen, wo er unter dem Nahmen Digby erwähnt wird; so dass es nicht nöthig ist, hier etwas weiter zu sagen, als dass er sich nicht im geringsten verändert hatte. Er wusste, dass die Liebe und das Vergnügen seinen Herrn beherrschte, und durch diese Mittel regierte er ihn mit Ausschluss des Kanalers. Ein Fest folgte in seinem Hause dem andern, und die ausgesuchteste Ueppigkeit und der feinste Geschmack würzten die nächtlichen Mahle, an die sich so gern andere Genüsse knüpfen. An allen diesen Lustbarkeiten nahmen die beyden Miss Brooke Theil. Sie waren nah mit dem Grafen verwandt, und beyde ganz dazu gemacht,

Liebe zu fühlen und Liebe einzuflössen. Das war eben, was der König bedurfte und wünschte. Die Sachen waren in dem besten Gange, und schon glaubte Bristol den glücklichen Erfolg seines Projekts in den Händen zu haben. Er betrog sich. Lady Castelmaine, die seit kurzem die ganze Zärtlichkeit des Königs besass, hatte damals nicht die geringste Lust mit einer andern zu theilen, wie sie nachher, aus thörigter Verachtung gegen Miss Stevart that. Kaum hatte sie also Wind von diesem Unternehmen bekommen, so zerstorte sie auch alles unter dem Vorwande, dass sie an allen Parthien Theil nehmen wollte. Bristol packte also seine Plane wieder ein, und Miss Brook ihre Hofnungen. Der König wagte nicht weiter an sie zu denken: aber sein Herr Bruder hatte die Gefälligkeit, sich der Verlassnen anzunehmen; und Mamsell Brook liess sich sein Anerbieten gefallen, bis der Himmel etwas andres über sie beschliessen würde: was denn auch in kurzem auf folgende Weise geschah.

Sir John Denham hatte seine Jugend in dem Genusse aller Vergnügungen zugebracht, die man sich in diesem Alter ohne Bedenken erlaubt. Er war einer der schönsten Geister seines Vaterlandes; seine poetischen Werke strömen von satyrischer Laune und Muthwillen über; vorzüglich geisselte er frostige Schriftsteller, eifersüchtige Männer und coquette Weiber ohne Barmherzigkeit. Er war reich an Einfällen und ergötzenden Geschichten; aber nie war er witziger und beissender, als wenn er über sein Lieblingsthema, die Abentheuer der Ehe schrieb. Jetzt war er von Schätzen und Jahren belastet; und nicht anders, als ob er die Wahrheit seiner jugendlichen Schriften durch sein eignes Beyspiel bewähren wollte, heirathete er in seinem neun und siebzigsten Jahre dieselbe Miss Brook, von der wir jetzt sprechen, und die damals nicht über achtzehn Jahr alt war.

Der Herzog von York hatte sie einige Zeit vorher etwas vernachlässiget; aber das sonderbare Verhältniss, in das diese Heirath

sie setzte, gab seiner Zärtlichkeit einen neuen Schwung. Lady Denham schien nicht unerbittlich. Sie liess ihn in der Nähe ein Glück erwarten, dem sich vor ihrer Heirath tausenderley Rücksichten entgegengesetzt hatten. Ihr Wunsch war ein Platz am Hofe, und sie schien ganz entschlossen, ihm für die Zusicherung einer Hofdamenstelle bey der Herzogin, ein andres Versprechen zu geben, oder auch sogleich mit baarer Münze zu bezahlen. Aber mitten in diesen Unterhandlungen gerieth Mylady Chesterfield auf den unglücklichen Einfall, ihr diesen Liebhaber zu entführen, und die ganze Welt in Unruhe zu setzen.

Mylady Chesterfield sah den Herzog nicht anders, als in öffentlichen Gesellschaften, und, um ihn zu verführen, musste sie ihm mehr als einen Schritt entgegen thun. Da nun der Herzog seiner Seits der unvorsichtigste Liebäugler war, den es auf der Welt geben konnte, so war diese Intrigue kaum angesponnen, als schon der ganze Hof darum wusste.

Die aufmerksamsten Beobachter ihres Betragens waren nicht die uneigennützigsten. George Hamilton und Mylord Chesterfield liessen sie nicht aus den Augen; und Lady Denham, die sich in ihren Rechten gekränkt glaubte, nahm sich die Freyheit, aus allen Kräften gegen ihre Nebenbuhlerin loszuziehn. Hamilton hatte sich anfänglich geschmeichelt, dass die ganze Intrigue nur ein Spiel der Eitelkeit sey; aber nur zu bald ward er seines Irthums gewahr. Lady Chesterfield mochte mit der vollkommensten Gleichgültigkeit angefangen haben; aber sie endigte nicht so. Sobald man sich einmal gewisse Schritte erlaubt, die vielleicht ganz unbedenklich scheinen, so muss man oft weiter gehn, als man will. Immerhin mag das Herz im Anfang keinen Antheil nehmen; man ist nie sicher, dass es auch in der Folge so bleibe.

Der Hof, von den Neigungen eines zärtlichen und galanten Königs belebt, war, wie wir schon gesagt haben, der Sitz des Vergnügens, der Pracht und der Höflichkeit.

Die Schönen suchten zu erobern, die Männer zu gefallen, und jeder machte seine Talente geltend, so gut als er konnte. Die einen zeichneten sich aus im Tanze; die andern durch ihren Anstand und Reichthum; einige durch ihren Geist; viele durch Zärtlichkeit, wenige durch Treue.

Es befand sich damals ein italienischer Mosikus am Hof, der sich auf der Guitarre auszeichnete. Er war gebohren für seine Kunst, und vielleicht der einzige Mensch, der etwas aus der Guitarre machen konnte. Seine Compositionen waren so anmuthig und zärtlich, dass er auch dem undankbarsten Instrumente Harmonie und Wohlklang abgelockt hätte; aber nach seiner Art zu spielen war unendlich schwer. Da seine Musik den Beyfall des Konigs hatte, so war das Instrument Mode geworden; die ganze Welt spielte es, gut oder schlecht; und auf jeder Damen-Toilette fand man eben so gewiss eine Guitarre, als Schminke und Muschen. Der Herzog von York spielte sie erträglich, und der Graf von Arran so gut wie Fran-